

1 | 2015
44. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESDENKMALPFLEGE



Eingangsbereich zur Ausstellung „Das Geheimnis der Keltenfürstin“, so genannter „Celtwalk“. (Foto: LAD, Thomas Zörlein, Zuckerfabrik)

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

1/2015 44. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. gefördert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Abteilungspräsident Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann
Redaktionsausschuss:
Dr. Claudia Baer-Schneider,
Dr. Dieter Büchner, Dr. Dörthe Jakobs,
Dr. Bertram Jenisch, Dr. Clemens Kieser,
Dr. Claudia Mohn, Dr. Karsten Preßler,
Dr. Anne-Christin Schöne,
Dr. Elisabeth Stephan
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 26 000



Das für diese Zeitschrift verwendete FSC-zertifizierte Papier *LumiSilk* liefert Papier-Union, Ehingen.

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- | | |
|---|---|
| <p>1 Editorial</p> <p>2 Spektakuläre Funde – innovative Methoden
Die Sonderausstellung „Das Geheimnis der Keltenfürstin“ zum Prunkgrab von der Heuneburg
Nicole Ebinger-Rist/Dirk Krause</p> <p>8 Eine moderne Reformuniversität als Kulturdenkmal
Zur Erfassung der Universität Konstanz und zu ihrem denkmalpflegerischen Umgang
Frank Mienhardt</p> <p>13 Haus zu verschenken!
Holzhaus in Fertigbauweise von 1927
Edeltrud Geiger-Schmidt</p> <p>18 Das Ulmer Münster in Ludwigsburg
Entdeckungen bei der Instandsetzung eines Bürgerhauses aus dem 19. Jahrhundert
Karsten Preßler</p> <p>26 Die Hammerkanalbrücke in Esslingen am Neckar
Die erste Generation von Dreigelenkbogen aus Stampfbeton
Karen Veihelmann</p> <p>32 Nebeneinander in Kloster Bronnbach: die Bildnisse eines Werkmeisters und einer Frau
Versuch einer Deutung und Einordnung in die mittelalterliche Bildnisskulptur
Judith Breuer</p> <p>39 Knochenarbeit im Schatten des Münsters
Zur Ausgrabung auf dem mittelalterlichen Friedhof Freiburgs
Bertram Jenisch/Sönke Bohnet</p> | <p>45 Schule als Denkmal – Denkmal als Schule
Ausstellung und Kolloquium im Rathaus Stuttgart
Kerstin Renz</p> <p>49 Denkmalporträt
Die Schule als Wohnung
Das Wagenburg-Gymnasium in Stuttgart-Ost
Kerstin Renz</p> <p>51 Denkmalporträt
Modellschule des NS-Schulsystems
Die Wolfbuschschule in Stuttgart-Weilimdorf
Kerstin Renz</p> <p>53 Denkmalporträt
Ein neu erkanntes Kulturdenkmal
Das Sepp-Mahler-Haus in Bad Wurzach
Michael Ruhland</p> <p>54 Denkmalporträt
Nach 60 Jahren wiederentdeckt
Ein Münzschatz aus Oberschopfheim
Andreas Haasis-Berner</p> <p>56 Rezension</p> <p>57 Mitteilungen</p> <p>64 Neuerscheinungen</p> <p>65 Ausstellung</p> <p>66 Personalien</p> |
|---|---|

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich. Desweiteren liegen dieser Ausgabe die Stiftungsnachrichten 1/2015 der Förderstiftung Archäologie in Baden-Württemberg bei.

Editorial

Die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg ist nach dem Inkrafttreten des neuen Denkmalschutzgesetzes seit diesem Jahr in einer fachlichen Einheit unter dem Dach des Regierungspräsidiums Stuttgart zusammengefasst. Der Hauptsitz der Landesdenkmalpflege ist Esslingen am Neckar. Dort ist das Landesamt für Denkmalpflege beheimatet. Die Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger in Tübingen, Freiburg und Karlsruhe, in Hemmenhofen sowie Konstanz verbleiben vor Ort. Die Ansprechpartner für die Denkmaleigentümer sind somit weiterhin in den Regionen.

Denkmalpflege aus einer Hand – das kann als Motto über dem neuen Landesamt für Denkmalpflege stehen. Die fachliche Kompetenz wird durch die Zusammenführung im Landesamt für Denkmalpflege gestärkt. Die enge Vernetzung mit anderen Verwaltungszweigen im Regierungspräsidium bleibt gewahrt. Die Denkmalschutzverwaltungen mit den kommunalen unteren Denkmalschutzbehörden, den oberen Denkmalschutzbehörden in den vier Regierungspräsidien und der obersten Denkmalschutzbehörde im Ministerium für Finanzen und Wirtschaft sind in ihren Zuständigkeiten unverändert.

Eine landesweite fachliche Einheit, dies war seit der Auflösung des früheren Landesdenkmalamtes stets der Wunsch der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Aber auch das Partnerfeld, seien es die privaten Denkmaleigentümer, die Kirchen oder Kommunen sowie die ehrenamtlichen Vereine und Verbände, teilten diese Auffassung. Die Stärke der neuen Struktur liegt in den großen fachlichen Einheiten Bau- und Kunstdenkmalpflege und archäologische Denkmalpflege. Erforschung, Dokumentation, Beratung und Förderung als wichtige denkmalpflegerische Aufgabenbereiche werden so verbessert. Darüber hinaus erhält die fachliche Denkmalvermittlung – bürgernah und bürgerverständlich – neue Impulse. Und auch die ehrenamtliche Denkmalpflege wird durch die Reform gestärkt werden. Darauf möchte ich am Schluss noch einmal zu sprechen kommen.

Ein besonderes Augenmerk möchte ich deshalb heute auf das neue Referat denkmalfachliche Vermittlung lenken. Als Leser des Nachrichtenblatts schätzen Sie die hohe fachliche und gestalterische Qualität dieser Publikation. Es soll uns ein Ansporn sein, diese weiter zu optimieren.

Weniger breitenwirksam, aber in der Fachwelt sehr geschätzt, sind die zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen der Landesdenkmalpflege. Um dies zu verstetigen, ist die Redaktion zukünftig in ei-

nem eigenen Fachgebiet Publikationswesen zusammengefasst.

Die Denkmalpflege in Baden-Württemberg war mit eigenen Schwerpunkten bundesweit Vorreiter der Denkmalvermittlung. Zahlreiche erfolgreiche Schülerprojekte, zielgruppenspezifische Führungen sowie Lehrerfortbildungen sind Teile einer erfolgreichen Bilanz. Aktuell erschienen das Kinderbuch „Abenteuer Denkmalpflege“ und einige „Erlebniskoffer“ mit pädagogischem Material für den Schulunterricht.

Zahlreiche Veranstaltungen und eigene Ausstellungen – aus dem vergangenen Jahr erwähnt seien „Das Geheimnis der Keltenfürstin“ oder „Schule als Denkmal. Stuttgarter Porträts“ – werden im Fachgebiet Öffentlichkeitsarbeit ebenso koordiniert wie die Herausgabe von Informationsblättern zu verschiedensten Themen der Denkmalpflege. Baden-Württemberg wartet gleich mit vier bedeutenden Welterbestätten auf. Neben Kloster Maulbronn und der Klosterinsel Reichenau sind dies große Teile des Obergermanisch-Rätischen Limes und wichtige Fundstellen der prähistorischen Pfahlbauten. Zurzeit wird der Antrag für eine weitere archäologische Welterbestätte, die Eiszeithöhlen auf der Schwäbischen Alb mit den ältesten Kunstwerken der Menschheit, vorbereitet. Im Bereich Archäologie ist das neue Fachgebiet Welterbmanagement nun für die konservatorische Betreuung, die Koordination des Managements sowie für die Vermittlung des Welterbes verantwortlich.

Besonders wichtig und spannend finde ich das neue Fachgebiet „Partnerfeld, Netzwerke, Ehrenamt“. Rund um die Denkmalpflege gibt es zahlreiche Aktivitäten und Initiativen, die sich für den Erhalt des kulturellen Erbes einsetzen. Eine neue Herausforderung ist die Vernetzung und Förderung der ehrenamtlich Engagierten, egal ob in Fördervereinen und Bürgerinitiativen oder als Einzelpersonen. Mit der Unterstützung durch bürgerschaftliches Engagement ist die staatliche Denkmalpflege stark und für die Zukunft gut gerüstet!

Der abschließende Dank und Gruß geht an Herrn Staatssekretär a. D. Ingo Rust, der sich in beispielhafter Weise für die Belange der Denkmalpflege eingesetzt und sich mit dieser Reform im Geschichtsbuch der Denkmalpflege im Land verewigt hat.

Johannes Schmalz

Regierungspräsident
des Regierungsbezirks Stuttgart



Spektakuläre Funde – innovative Methoden

Die Sonderausstellung „Das Geheimnis der Keltenfürstin“ zum Prunkgrab von der Heuneburg

Ende 2010 wurde im Kreis Sigmaringen in der Donauebene wenige Kilometer südöstlich der Heuneburg die Grabkammer einer im 6. Jahrhundert v. Chr. bestatteten frühkeltischen Fürstin geborgen. Nach vier Jahren intensiver Freilegungs- und Restaurierungsarbeiten konnte das Landesamt für Denkmalpflege im Rahmen einer mobilen Sonderausstellung erste umfassende Ergebnisse an drei Ausstellungsorten präsentieren. 72 000 Besucher konnten die kostbaren Grabbeigaben der geheimnisvollen Keltenfürstin bestaunen und sich mit den modernsten Methoden der Archäologischen Denkmalpflege vertraut machen.

Nicole Ebinger-Rist/Dirk Krause

Mehr als ein Sensationsfund

Die Ende 2010 im Kreis Sigmaringen entdeckte Grabkammer einer vor ca. 2600 Jahren bestatteten frühkeltischen Fürstin gehört zu den wichtigsten und spektakulärsten archäologischen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte in Deutschland. Bei den Ausgrabungen, die unter Laborbedingungen und Einsatz modernster Methoden zwischen 2011 und 2014 durchgeführt wurden, sind einmalige Beigaben zum Vorschein gekommen, darunter zahlreiche Schmuckstücke aus Gold. Die

Gold-, aber auch die umfangreichen Bernsteinbeigaben des Grabes zeichnen sich durch ihre außergewöhnlich hohe kunsthandwerkliche Qualität aus und lassen auf intensive Kontakte der frühkeltischen Elite zu den Etruskern Mittelitaliens schließen.

Ein absoluter Glücksfall für die Wissenschaft sind die erhaltenen Hölzer der Grabkammer, die es – bisher einmalig für die Keltenzeit – erlauben, das Todesjahr der Fürstin naturwissenschaftlich exakt auf 583 v. Chr. festzulegen. Nur wenige Monate oder Jahre später wurde in demselben Grabhügel,

1 Der fahrbare Ausstellungscontainer im Freilichtmuseum Heuneburg.



unmittelbar neben der Kammer der Fürstin, ein zwei- bis dreijähriges Mädchen ebenfalls mit kostbarem Goldschmuck beigesetzt. Die stilistischen und technischen Übereinstimmungen des Goldschmucks der Frau mit dem des kleinen Mädchens sowie die Lage in demselben Grabhügel lassen auf eine große soziale Nähe dieser beiden Menschen auch zu Lebzeiten schließen. Vielleicht handelt es sich um Mutter und Tochter. Rätsel gibt auch noch das Skelett einer zweiten erwachsenen Frau auf, das gemeinsam mit der Fürstin im zentralen Holzkammergrab gefunden wurde.

Nachdem die ersten aus dem Grab entnommenen Funde bereits 2011 und 2012 eine der Hauptattraktionen der Großen Landesausstellung „Die Welt der Kelten“ waren, hielt das öffentliche Interesse an dem interdisziplinären Projekt, bei dem Archäologen, Restauratoren, Grabungstechniker und Naturwissenschaftler des Landesamts für Denkmalpflege eng zusammenarbeiten, unvermindert an. So entstand 2013 die Idee, einen Teil der Funde und die aktuellen Forschungsergebnisse im Rahmen einer transportablen Ausstellung, quasi einer Grabkammer auf Rädern, an unterschiedlichen Orten des Landes zu präsentieren. Die so entwickelte Ausstellung führt den Besucher in die faszinierende Welt der frühen Kelten, deren Ursprünge auch in Baden-Württemberg liegen, und in das Geheimnis um die Keltenfürstin und ihrer Begleiterinnen ein. Ein zweiter Schwerpunkt der Ausstellung dreht sich um das Thema Goldschmuck, Goldschmiedekunst und ihre Bedeutung früher und heute. Ganz nebenbei wird der Besucher mit modernsten Methoden der Archäologischen Denkmalpflege vertraut gemacht.

Wanderausstellung

Am 17. Mai 2014 wurde im Freilichtmuseum „Keltentadt Heuneburg-Pyrene“ zusammen mit der Einweihung der Toranlage durch Herrn Staatssekretär Ingo Rust MdL die Sonderausstellung „Das Geheimnis der Keltenfürstin“ eröffnet. Ab August 2014 bis Mitte Oktober 2014 konnten die Schätze auch in der Gold- und Silberstadt Schwäbisch Gmünd auf der Landesgartenschau gezeigt werden. Den Abschluss bildete die Präsentation im Ehrenhof des Neuen Schlosses vom 20. November bis 14. Dezember 2014 in Stuttgart.

Das Besondere der Ausstellung ist ihre Konzeption: Die Funde werden nicht in einem Museum gezeigt, sondern als transportable „Kabinettausstellung“, die aus mobilen Raummodulen besteht. Dies ermöglicht es, die Objekte zu den Menschen zu bringen und nicht – wie sonst üblich – die Menschen zur Ausstellung. Das transportable Museum besteht aus vier montierbaren Containern, die zusammen eine Fläche von 72 qm bilden. Um die Aus-



stellung an einem Ort zu zeigen, bedarf es lediglich eines geeigneten Untergrunds und eines Stromanschlusses. Ansonsten funktioniert das Ensemble bis hin zur Klimatisierung autark.

Ob auf der Heuneburg, auf der Landesgartenschau oder im Zentrum Stuttgarts: Der „Keltencontainer“ zog das Publikum an. So bildete der moderne Kubus auf der Heuneburg einen gezielten Kontrast zu den rekonstruierten Fachwerkgebäuden frühkeltischer Bauweise (Abb. 1). Nahezu 15 000 Menschen besuchten hier die Sonderausstellung auf der Heuneburg. Auf der Landesgartenschau in Schwäbisch Gmünd wurde die Ausstellung, in Kooperation mit dem fem Forschungsinstitut für Edelmetalle, am Ende des so genannten goldenen Bandes im Remspark präsentiert. Der Weg führte durch ein quadratisch angelegtes Blumenbeet mit gelbgold blühenden Blumen. Hier schloss sich der Kreis zum Gold der Keltenfürstin (Abb. 2). Über 40 000 Besucher zählte der Keltenblock in Schwäbisch Gmünd. Den krönenden Abschluss mit 17 000 Besuchern bildete die Präsentation des fahrbaren Museums vor dem Neuen Schloss im Zentrum von Stuttgart. Die Heuneburg alias Pyrene als die älteste Stadt Mitteleuropas wurde für wenige Wochen der Landeshauptstadt „näher“ gebracht (Abb. 3).

2 Die Keltenfürstin in der Gold- und Silberstadt Schwäbisch Gmünd.

3 Vor dem Eingang der Ausstellung bildeten sich oft lange Schlangen.



4 Der Eingangsbereich „Celtwalk“ der Ausstellung informiert über die besondere Vorgehensweise bei der Freilegung der Grabkammer.

Ausstellungskonzept

Die Innen- wie auch Außengestaltung wurde gemeinsam mit dem Stuttgarter Ausstellungsbüro Bruce B entwickelt. Die Aufgabenstellung war nicht einfach. Zum einen sollte natürlich die Fürstin mit ihren Grabbeigaben im Mittelpunkt stehen, zum anderen ging es darum, kompakt und verständlich darzustellen, auf welchem Wege die Forscher zu ihren Ergebnissen gelangen. Darüber hinaus sollten die Individualität der drei bestatteten Menschen und die möglichen Beziehungen zwischen ihnen für die Besucher greifbar werden. Schließlich ging es darum, zu zeigen, dass die Beschäftigung mit der Archäologie für Menschen jeden Alters spannend sein kann. Themen wie Hightech-Methoden oder auch das zeitlos elegante Design der Schmuckbeigaben sollten auch jüngere Menschen in den Bann ziehen und dem Klischee einer vermeintlich verstaubten Archäologie offensiv entgegenreten.

Dafür eignet sich das Grab der Keltenfürstin in doppeltem Sinn. Einerseits wurde bisher bei keiner anderen archäologischen Grabung weltweit modernste Technik, insbesondere in Hinblick auf hochauflösende Computertomografie und Scanverfahren, in diesem Maß bei der Freilegung und Restaurierung angewendet. Die Ausgrabung des „Keltenblocks“ setzt damit Maßstäbe für die Zukunft. Andererseits lassen die Beigaben des Grabes keinen Zweifel daran, dass die Keltenfürstin zu ihrer Zeit zur Avantgarde gehörte und einen Stil

pfligte, der ihrer Zeit weit voraus war. Für den Raum nördlich der Alpen lässt sie sich durchaus als „Trendsetterin“ deuten, deren Schmuck der aktuellen Mode der zeitgenössischen urbanen Eliten in Italien entsprach.

Diesen Gedanken greift die räumliche Gestaltung der Ausstellung auf: Der Besucher betritt das transportable Museum durch einen langgestreckten Gang, eine Art Laufsteg (das Ausstellungsbüro prägte hier den Begriff „Celtwalk“), der auf die Fürstin als „Stilikone“ ihrer Zeit zuführte. Durch diesen Gang, der gleichzeitig mit den modernen Methoden der Archäologie vertraut macht, gelangt der Besucher quasi in die Grab- oder Schatzkammer der Keltenfürstin. Hier in diesem Raum spielt das Lebensbild der drei Bestatteten eine zentrale Rolle. Dieser Gegensatz von wissenschaftlicher Forschung auf der einen und Bildersprache der Modewelt auf der anderen Seite kommt auch in den erarbeiteten Lebensbildern der Illustratorin Julia Pelzer zum Ausdruck (Abb. 4).

Auf dem Weg zur Keltenfürstin

Im Eingangsbereich der Ausstellung wird der Besucher mitgenommen in die Welt der modernen Archäologie und Restaurierung. Die Besonderheit liegt darin, dass nicht wie üblich vor Ort ausgegraben wurde, sondern die gesamte Grabkammer mitsamt Grabschacht als 7 m x 6 m großer und 80 t schwerer Block in einem Stück unterfangen und mithilfe von Schwerlastkränen und -transport in

die Restaurierungswerkstätten des Landesamts für Denkmalpflege nach Ludwigsburg transloziert wurde.

Durch die Versetzung des gesamten Grabes in die Werkstatt war die Freilegung und Dokumentation der Befunde und Funde unter optimalen Laborbedingungen möglich. So wurde über die Grabkammer ein Rasternetz in Viertelmeter-Quadraten gespannt. Innerhalb dieser Quadranten erfolgte der Abtrag in 2 cm dünnen Schichten ausschließlich mit Feinspateln. Dieses Raster beziehungsweise Vorgehen findet sich an den beleuchteten Wänden im Eingangsbereich wieder (Abb. 5).

Moderne Technik trifft Archäologie

Seit einigen Jahren hat der Einzug digitaler Hightech-Methoden die Wissenschaft revolutioniert. Insbesondere hochmoderne Dokumentationsverfahren spielen dabei eine zentrale Rolle, denn eine Ausgrabung stellt immer auch eine Zerstörung der originalen Befundsituation dar.

Bei der Untersuchung des Fürstinnengrabes von der Heuneburg werden die neuen Möglichkeiten des 3-D-Laser- und Streifenlichtscannings sowie der 3-D-Röntgencomputertomografie (RCT) erstmals konsequent von den Archäologen und Restauratoren des Landesamts für Denkmalpflege genutzt. Diese Methoden ermöglichen eine hochpräzise Dokumentation und Visualisierung archäologischer Befunde. Erste Ergebnisse werden anhand von Animationen in der Ausstellung präsentiert.

Wer war die Hauptbestattete?

Qualität und Quantität der Grabbeigaben sowie die aufwendige Schachtgrabkonstruktion mit Großgrabhügel lassen keinen Zweifel an der herausgehobenen gesellschaftlichen Position der Hauptbestatteten. Aber welche Aussagen lassen sich mithilfe moderner archäologischer Methodik zur Biografie der Toten treffen? In welchem Alter und woran ist sie gestorben? Wie sah sie aus? Wie hat sie sich ernährt? Diese und andere Fragen zum Leben und Sterben in prähistorischer Zeit kann die (biologische) Anthropologie beantworten.

Zu den altbewährten Standardverfahren der Anthropologie gehören die Sterbealter-, Geschlechts- und Körperhöhenbestimmung anhand von Skelettmaterial. Darüber hinaus lassen sich inzwischen die Lebensverhältnisse und partiell sogar die „Lebensläufe“ prähistorischer Menschen mithilfe neuer naturwissenschaftlicher Verfahren überraschend detailreich rekonstruieren. So erlauben Strontiumisotopenuntersuchungen der in Kindheit, Jugend- und Erwachsenenalter gebildeten Zahnschmelzschichten Aussagen darüber, ob ein Mensch im Laufe seines Lebens in unterschied-

lichen Regionen gelebt hat. Die Verhältnisse der Kohlen- und Stickstoffisotope in den Skelettresten ermöglichen Rückschlüsse auf die Ernährung, und durch die Analyse der in den Knochen erhaltenen DNS-Sequenzen lassen sich Aussagen zur Genetik der Menschen, insbesondere zu den Verwandtschaftsbeziehungen in prähistorischer Zeit, machen. Diese Hightech-Analysen stehen für die Fürstin von der Heuneburg, die Begleitperson aus der Südostecke und das neben der Grabkammer bestattete kleine Mädchen noch aus. Bisher wissen wir, dass die Fürstin im späten 7. Jahrhundert v. Chr. geboren wurde, circa 1,62 m groß war und im Alter von etwa 30 bis 40 Jahren starb.

Ring für Ring

Ein seltener Glücksfall für die Archäologie ist die Erhaltung der Eichen- und Tannenbohlen, aus denen die Grabkammer gezimmert worden war. Im dauerfeuchten Boden der Bettelbühlnekropole, die 2,5 km südöstlich der Heuneburg im Überschwemmungsbereich eines größeren Bachs liegt, konnten sich zehn Bodendielen, die untersten Lagen der Kammerwände und herabgestürzte Reste der Kammerdecke erhalten. Die naturwissenschaftliche Auszählung und Analyse der Jahrringsequenzen ermöglichten den Dendrochronologen des Landesamts für Denkmalpflege eine jahrgenaue Datierung für die Fällung der anschließend frisch verbauten Hölzer der Grabkammer: Die Fürstin starb demnach im Jahre 583 v. Chr. und war somit eine Zeitgenossin des athenischen Politikers Solon oder der griechischen Dichterin Sappho.

„Schatzkammer“ der Keltenfürstin

Im zentralen Ausstellungsraum, der als Grabbeziehungsweise „Schatzkammer“ dient, steht die Fürstin mit ihren persönlichen Beigaben, die sie am Körper trug, im Mittelpunkt. Sie war bei der Be-

5 Die moderne Umsetzung der Präsentation durch das Ausstellungsbüro Bruce B.



stattung von Kopf bis Fuß mit außergewöhnlich reichen Schmuckgegenständen ausgestattet.

An den Füßen trug sie jeweils zwei Bronzeringe, der rechte Unterarm war mit drei, der linke mit vier Gagatrungen (fossiles Holz) geschmückt. Im Beckenbereich lagen Reste eines reich verzierten Gürtelblechs aus Bronze sowie äußerst qualitätvoller Bernsteinschmuck. Eine große Zahl von Bernsteinperlen und anderen -objekten fand sich zusammen mit Goldschmuck im Brust- und Halsbereich. Etwa 1 m nördlich ihrer Füße wurde ein knapp 30 cm langes Goldband geborgen. Es handelt sich um einen großen bandförmigen Ohrring, dessen nadelartig spitzes Ende durch das Ohr oder den Stoff einer Kopfbedeckung geführt und in einer Buchse auf der Rückseite fixiert werden konnte. Er ist zweifellos die bisher kostbarste Beigabe des Grabes. In der Mitte des Bandes befindet sich ein mit Golddraht befestigter Goldanhänger. Diese Kostbarkeit wird in einer eigenen Vitrine präsentiert (Abb. 6).

6 Auf 54 qm sind die Schätze der Keltenfürstin zu sehen.

7 Neben den kostbaren Schmuckbeigaben wurde der Fürstin noch die Ausstattung eines Pferdes mit in die Grabkammer gegeben.



Mutter, Tochter, Magd?

In einem weiteren Schwerpunkt thematisiert die Ausstellung die Bezüge und Beziehungen der drei bestatteten Personen zueinander. Nach der Auffindung des Fürstinnengrabes 2010 und der Bergung des Fundmaterials wurden Übereinstimmungen in der Machart der Gewandspangen der Fürstin und der des kleinen Mädchens, das bereits 2005 entdeckt worden war, erkannt. Zwar sind die Spangen der Fürstin mit 11,3 cm deutlich größer als die nur 4 cm langen Fibeln des Mädchens, aber die Stücke sind nahezu identisch verziert. Vieles spricht dafür, dass der Goldschmuck von einem etruskischen oder in Etrurien ausgebildeten Goldschmied eigens für die Frau und das Mädchen angefertigt wurde. Die Übereinstimmungen in den Beigaben und die Lage des Mädchengrabes unmittelbar neben dem Zentralgrab deuten auf ein sehr enges soziales Verhältnis der Fürstin und des kleinen Mädchens hin. Die Vermutung, dass es sich um Mutter und Tochter handelt, ließe sich theoretisch mit paläogenetischen Analysen überprüfen. Allerdings erlaubt der schlechte Erhaltungszustand der Skelettreste des Mädchens zumindest beim derzeitigen Stand der Technik eine solche Untersuchung nicht.

Hinzu kommt eine weitere Person: In der Südostecke der Grabkammer lag ein zweites Skelett, das von einer relativ kleinen, ca. 1,57 m großen Frau stammt. Ob diese Frau gleichzeitig mit der an der Kammerwestseite liegenden Fürstin ins Grab gelangte, ist unklar. Auffällig ist, dass das Skelett in der Südostecke nicht unmittelbar auf den Holzdielen des Kammerbodens, sondern ca. 20 cm höher angetroffen wurde. Dies könnte darauf hindeuten, dass die zweite Frau erst nachträglich ins Grab gelegt wurde, als sich auf dem Kammerboden bereits Erde angesammelt hatte. Doppelbestattungen von Mann und Frau sind in frühkeltischer Zeit keine Seltenheit. Häufig wurden entsprechende Befunde von der Forschung mit einer Sitte in Verbindung gebracht, die noch bis in die Gegenwart in einigen Teilen der Erde grausame Realität ist: Witwenfolge. Da es sich aber bei der zweiten Toten aus dem Kammergrab ebenfalls um eine Frau handelt, müssen andere Ursachen vorliegen. Von den Skythen, die etwa zeitgleich mit den frühen Kelten im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. ihre Toten unter riesigen Grabhügeln in Kammergräbern bestatteten, ist belegt, dass Königen und Königinnen auch Bedienstete und Gefolge mit ins Grab gegeben wurden. Vielleicht handelt es sich bei der zweiten Frau aus dem Bettelbühlgrab um eine solche Begleitperson niedrigeren Ranges. Dafür spricht ihre im Vergleich zur Fürstin sehr einfache Beigabenausstattung, von der sich nur zwei simple Armringe aus Bronzedraht und eine Bronzespirale vom Kopfschmuck erhalten haben.



Diese Fragen lassen sich selbstverständlich beim derzeitigen Stand der Auswertung nur hypothetisch beantworten, und vielleicht müssen sie auch für immer offen bleiben. Um hier für den Besucher dennoch eine Annäherung zu ermöglichen, werden diese Themen in der Ausstellung in Interviewform vermittelt. An zwei interaktiven Bildschirmen beantworten Experten diese und andere komplexe Fragen in allgemeinverständlicher Form: Wer waren die drei Toten im Grab? Wie war die soziale Stellung der Personen? Wie entstehen Trends? Und welche Rolle spielen Einflüsse aus anderen Kulturen (Abb. 7)?

Diese Art der Präsentation soll den Besucher dazu anregen, individuelle Interpretationsmöglichkeiten zu finden und das Geheimnis der Keltenfürstin ein Stück weit selbst zu lüften.

Wie geht es weiter?

Die Präsentation im Ehrenhof des Neuen Schlosses in Stuttgart war die vorerst letzte Gelegenheit, die Funde im Original zu sehen (Abb. 8). In den kommenden Jahren wird es primär darum gehen, die immer noch anhaltenden Freilegungen und Auswertungen der einzelnen Fundblöcke des Grabes abzuschließen. Zudem müssen alle Funde gezeichnet und dokumentiert werden. Es schließen sich diverse naturwissenschaftliche Analysen an, von der metallurgischen Bestimmung der zahlreichen Goldfunde bis hin zur Strontiumisotopie der

Zähne. Diese Arbeiten werden mehrere Jahre in Anspruch nehmen und in die detaillierte Publikation des Gesamtkomplexes münden. Das Geheimnis der Keltenfürstin wird uns also noch eine Weile beschäftigen.

Literatur

Dirk Krausse/Nicole Ebinger-Rist: Fremde Reiterin? Exotische Beigaben aus dem Fürstinnengrab bei der Heuneburg, Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2013, Darmstadt 2014, S. 115–119.

Cornelia Varwig/Dirk Krausse: Die Sensation vom Betelbühl. Bild der Wissenschaft, Stuttgart 2012, Heft 8, S. 62–70.

Dirk Krausse/Nicole Ebinger-Rist: Mutter, Tochter und Magd? Das neue „Fürstinnengrab“ der Heuneburg. AiD 2012, Heft 5, S. 24–25.

8 Der krönende Abschluss der Sonderschau im Ehrenhof des Neuen Schlosses in Stuttgart.

*Dipl.-Rest. Nicole Ebinger-Rist
Prof. Dr. Dirk Krausse
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart*



Eine moderne Reformuniversität als Kulturdenkmal

Zur Erfassung der Universität Konstanz und zu ihrem denkmalpflegerischen Umgang

Die übliche Trägerbeteiligung im Rahmen einer geplanten Änderung des bestehenden Bebauungsplanes im Bereich der Universität Konstanz hatte weitreichende Konsequenzen. Die Landesdenkmalpflege nahm die Regelanfrage zum Anlass, die Konstanzer Universität auf eine mögliche Denkmaleigenschaft hin zu überprüfen – mit positivem Ausgang: Der Hochschulkomplex auf dem Giesberg, in Sichtweite zur berühmten Insel Mainau, wurde 2012 als Kulturdenkmal ausgewiesen. Ein öffentlich-rechtlicher Vertrag zwischen dem Land Baden-Württemberg, der Universität Konstanz und der Stadt Konstanz als Unterer Denkmalschutzbehörde regelt den denkmalschutzrechtlichen Genehmigungsumfang auf ein für beide Seiten akzeptables Maß.

Frank Mienhardt

Der Campus – ein Flächendenkmal

Die denkmalkundliche Erfassung der Konstanzer Universität geschah durchaus mit Umsicht – im Blick auf die besondere Situation eines funktionalen Großbaus, der sich permanent wandelnden Bedürfnissen anpassen muss. Sie erfolgte in enger Abstimmung zwischen Landesdenkmalpflege und städtischer Denkmalpflege und unter unmittelbarer Beteiligung der Konstanzer Dienststelle des Landesbetriebs Vermögen und Bau Baden-Württemberg als institutionelle Nachfolgerin des Konstanzer Universitätsbauamtes.

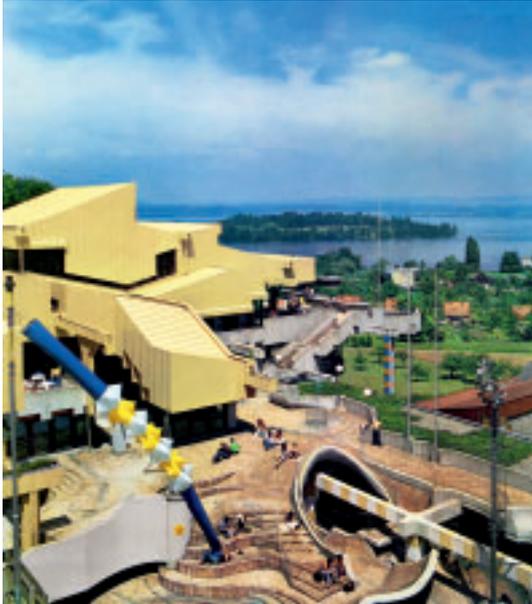
Die Universität Konstanz entstand ganz im Geist der gesellschaftlichen Aufbruchsstimmung der

noch jungen Bundesrepublik. Sie setzt die damaligen fortschrittsorientierten Bildungsideale – durchdrungen vom Glauben an die Planbarkeit gesellschaftlicher Prozesse – architektonisch konsequent um und drückt der lieblichen Bodenseelandschaft ihren unverkennbaren Stempel auf. Entstanden ist ein bedeutendes Zeugnis des Hochschulbaus und der Stadtbaukunst der 1960er und 1970er Jahre, das aus wissenschaftlichen und künstlerischen Gründen ein Kulturdenkmal gemäß §2 des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes darstellt.

Das Kulturdenkmal umfasst den auf dem Giesberg errichteten Universitätscampus mit seinen zwischen 1969 und 1983 entstandenen Gebäude-



1 Der Universitäts-
campus auf dem
Giesberg, 2012.



gruppen. Sie stellen die auch stilistisch abgeschlossene Hauptbauphase des Hochschulkomplexes dar und nehmen eine Fläche von circa 4,4 ha ein. Die überwiegende Baumasse bilden die Fachbereichsgebäude, die sich zur Mitte vielgeschossig auftürmen und an der Peripherie fingerartig in den Landschaftsraum ausgreifen. Hinzu kommen die Hörsaalgebäude, die Mensa und das Forum, welche das öffentliche Zentrum besetzen und über ihre organischen Umrissformen Außen- und Innenräume miteinander verbinden. Ein weiterer wesentlicher Bestandteil ist die zentrale, unterirdisch angeordnete Gemeinschaftsbibliothek, die als wissenschaftliche „Herzkammer“ mehrere Gebäude durchzieht. Die oberirdisch in Erscheinung tretende Naturwissenschaftliche Bibliothek, die Baugruppe der Verwaltung und die Zentralen Werkstätten runden den denkmalgeschützten Baubestand ab. Jüngere Gebäude wie der Bau des Physikalischen Fachbereichs (1988/2010) oder der Erweiterungsbau der Sozialwissenschaften (2008–2010) stellen Arrondierungen des grundlegenden städtebaulichen Konzeptes dar und sind nicht Bestandteil des Kulturdenkmals (Abb. 1).

Bestandteil des Kulturdenkmales sind hingegen die verschiedenen Freiflächen – sowohl die „inneren“ Erschließungs- und Aufenthaltsbereiche als auch die „äußere“ Umgebung. Die Behandlung der Freiräume zählt zu den Besonderheiten der planerischen Konzeption. Sie sind Teil einer ausgeklügelten Wegeführung, bilden gemeinsam mit den Innenräumen insbesondere im Bereich des Forums durchfließende Interaktionsflächen mit „urbaner“ Aufenthaltsqualität (Abb. 2). In der Ansicht besticht die bewusste Einbettung in den Landschaftsraum (Abb. 3). Wesentliches Element ist die dem Campus nach Süden vorgelagerte, unbebaute Grünfläche des Hockgrabens, die gemeinsam

mit dem begrenzenden Saum des Mainauwaldes die landschaftliche Kulisse für die gebaute Großform und zugleich die optische Verbindung zu den Studentenwohnheimen auf dem Sonnenbühl jenseits des Hockgrabens bildet. Die Freiräume, aber auch die Innenräume der einzelnen Gebäude, werden durchdrungen von zahlreichen auf Grundlage eines Wettbewerbs realisierten, meist großplastisch in Erscheinung tretenden Kunstwerken (Abb. 4). Damit sind die Elemente benannt, welche die Universität Konstanz als gestaltetes Gesamtkunstwerk ausmachen und welche in der Denkmalkartierung entsprechend konkret benannt sind (Abb. 5). Die Sachgesamtheit besitzt eine Fläche von annähernd 46 ha und markiert durch die Aufnahme des Hockgrabens zugleich den näheren Wirkungsbezugsraum des eigentlichen Baukomplexes. Auf eine Einbeziehung der nord- und südwestlich gelegenen Parkierungsflächen, darunter das mehrgeschossige Parkhaus (ebenso mit integrierter „Kunst am Bau“), sowie der Sportanlagen und des Limnologischen Instituts am Seeufer wurde verzichtet. Obgleich Bestandteile der historischen Anlage, handelt es sich um nachgeordnete Bereiche, die nicht unmittelbar in räumlicher Beziehung zum eigentlichen Campus stehen. Und auch die bereits ab 1966 errichteten Studentenwohnheime auf dem Sonnenbühl besitzen aufgrund zahlreicher baulicher Veränderungen der zurückliegenden Jahre keinen Denkmalwert.

Der öffentlich-rechtliche Vertrag – ein denkmalschutzrechtlicher Maßanzug

Wie für jedes Kulturdenkmal, so gilt mit der Unterschutzstellung auch für die Universität und das dortige Baugeschehen künftig der im Denkmalschutzgesetz verankerte Genehmigungsvorbehalt. Für den angemessenen denkmalschutzrechtlichen

2 Forum und Mensa mit Blick auf die Insel Mainau, um 1978.

3 Blick von der Allmannshöhe auf die Universität vor der Kulisse des Mainauwaldes, 2012.

4 Blick über den Hockgraben auf die Universität mit Röhrenplastiken von Friedrich Gräsel, um 1978.



Umgang mit dem neu erkannten Kulturdenkmal ist jedoch die besondere Ausgangslage zu berücksichtigen.

Als moderner Hochschulbau ist die Konstanzer Universität ständigem Veränderungsdruck unterworfen. Permanent steigende Studierendenzahlen, veränderte Bedürfnisse im Zusammenhang mit einem zunehmend ausdifferenzierten Studienwesen sowie bautechnische Probleme und substanzielle Alterungserscheinungen – wie sie gerade Bauten der 1960er und 1970er Jahre eigen sind – führen seit Abschluss der Hauptbauphase 1983 zu zahlreichen Um-, Erweiterungs- und auch Neubauten sowie zu mit den Jahren zunehmenden Sanierungsaufwendungen. Das Investitionsvolumen des Landes Baden-Württemberg – bezogen auf den Zeitraum von 1997 bis 2012 – in Höhe von über 138 Mio. Euro, wobei circa 40 Prozent auf die reine Bestandertüchtigung fallen, mag das rege Baugeschehen auf dem Giesberg illustrieren.

Seit 2002 ist die schrittweise Sanierung sämtlicher Fachbereichsgebäude im Gange, verbunden mit einer Änderung des äußeren Erscheinungsbildes. Allein aufgrund ihrer Masse prägen diese seriell produzierten Betonskelettbauten mit ihren Fensterbändern und Fertigteilbrüstungen sowie ihrer charakteristischen Dachausbildung (Flachdächer mit Aufzugsüberfahrten bei den Naturwissen-

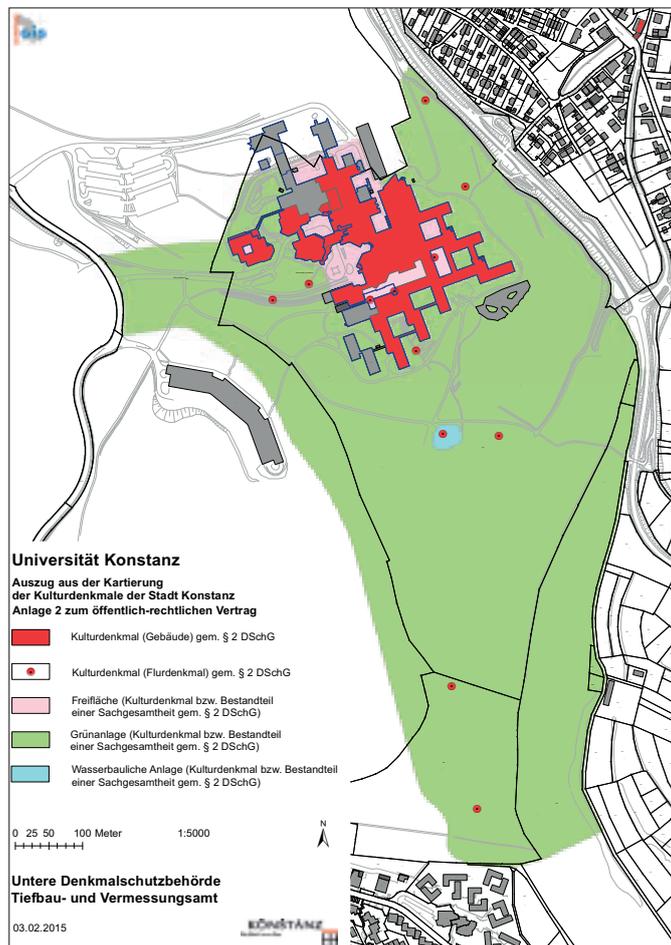
schaften, von farbigen Blechen eingedeckte Pult- und Grabendächer bei den Sozial- und Geisteswissenschaften) das Bild der Campusanlage in besonderem Maße. Auf Grundlage eines einheitlichen Sanierungskonzeptes erhalten sämtliche Betonfertigteile rissüberbrückende Anstriche, die PCB-belasteten Holzfenster werden durch Aluminiumfenster ersetzt, die Blecheindeckungen der Dachlandschaft sowie alle Pfosten-Riegel-Konstruktionen ausgetauscht – bei Letzteren indes unter Wahrung des überlieferten Erscheinungsbildes (Abb. 7).

An der Konstanzer Universität herrscht somit ein anhaltend reger, seit Jahren eingespielter Baubetrieb auf Basis bewährter Konzepte, unter der Regie des Landesbetriebs Vermögen und Bau in direkter Nachfolge des vormaligen Universitätsbauamtes.

Neben diese baupraktische Bedingung tritt nun auch eine denkmalkundliche. Schon der Begründungstext der Denkmalliste, welcher die Denkmaleigenschaft konkret benennt, nimmt eine differenzierende Wertung vor. So werden die „zentralen Gruppenbauten“ und Verbindungswege (Audimax, Mensa, Forum) besonders gewürdigt, vor allem hier werden „baukünstlerische Gründe“ für die Denkmaleigenschaft angeführt, während für den Gesamtkomplex vorrangig „stadtbaukünstlerische Gründe“ geltend gemacht werden.

5 Kartierung der denkmalgeschützten Sachgesamtheit Universität Konstanz.

6 Differenzierung in Gebäudegruppen mit unterschiedlichen Wertigkeiten, Anlage zum öffentlich-rechtlichen Vertrag.



Diese besondere Ausgangslage rechtfertigte es in den Augen der Denkmalbehörden, den im Denkmalschutzrecht beinhalteten Genehmigungsumfang durch eine vertragliche Vereinbarung zu präzisieren und „auf einen praktikablen Umgang einzugrenzen“ (Präambel des Vertragstextes). Für den praktischen denkmalpflegerischen Umgang sollte also bereits auf der Genehmigungsebene eine maßgeschneiderte Lösung erarbeitet werden.

Im vorvergangenen Jahr brachten die Obere Denkmalschutzbehörde im Regierungspräsidium Freiburg, die Landesdenkmalpflege (vertreten durch das Referat 26 des Regierungspräsidiums Freiburg) und die Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Konstanz gemeinsam den Entwurf zu einem öffentlich-rechtlichen Vertrag zwischen dem Land Baden-Württemberg als Eigentümer, der Universität Konstanz und der Stadt Konstanz als zuständiger Genehmigungsbehörde auf den Weg. Das Land wird dabei vertreten vom Landesbetrieb Vermögen und Bau. Die im Februar 2015 von den Vertragspartnern unterzeichnete Vereinbarung baut auf der bereits im Unterschutzstellungstext grundsätzlich angelegten Differenzierung in Gebäudegruppen mit entsprechenden Wertigkeiten auf und leitet daraus unterschiedliche Genehmigungsmerkmale ab (Abb. 6).

Im Fokus: Zentrale Bauten und Räume

Für Eingangsbereich und Forum einschließlich der Mensa als Zentrum des Campus, wo sich auch die baukünstlerische Qualität verdichtet, gilt ein umfassender Genehmigungsvorbehalt, der ausdrücklich die gesamten Oberflächen und Ausstattungen und somit die gesamte historische Substanz mit einbezieht (Abb. 8). Ähnliches gilt auch für die den Campus und das Umfeld durchziehenden Kunstobjekte, die in der Anlage zum öffentlich-rechtlichen Vertrag konkret aufgeführt sind. Für sämtliche Fachbereichsgebäude sind lediglich Maßnahmen genehmigungspflichtig, die sich auf das äußere Erscheinungsbild und die Haupteinschlüßungsbereiche beziehen und dabei über das bewährte Außenanierungskonzept hinausreichen. Der teils noch vorhandene Originalzustand (Holzfenster, Betonsichtigkeit) wird aufgegeben zugunsten der zu erhaltenden Einheitlichkeit der Anlage. Diese wird durch die seit 13 Jahren praktizierten Sanierungsgrundsätze gewährleistet, die somit jenseits rechtlicher Verfahren weiterhin gelten dürfen. Auch Maßnahmen im Inneren außerhalb der Haupteinschlüßung (Eingangsbereiche, Treppenhäuser) sind nicht genehmigungspflichtig. Die im Vertrag genannten Präzisierungen richten sich an der Herausstellung der stadtbaukünstlerischen Bedeutungsebene aus und tragen somit der Auffassung in der Rechtsprechung Rechnung, wo-



nach denkmalschutzrechtliche Entscheidungen „kategorienadäquat“ getroffen werden müssen. Auch für die Zentralen Einrichtungen mit dem Audimax sowie die Naturwissenschaftliche Bibliothek werden eigene Profile benannt. Bei ersterem gelten für den Außenbau die gleichen reduzierten Anforderungen wie bei den Institutsgebäuden, wobei für das von originaler Ausstattung geprägte Innere mit den zentralen Vorlesungssälen, gedeckt von raumprägenden Stahltragwerken, wiederum ein umfassender Genehmigungsvorbehalt gilt. Die Naturwissenschaftliche Bibliothek zeichnet sich durch reliefierte Betonoberflächen aus. Hier wäre eine Betonsanierung ausdrücklich genehmigungspflichtig.

Auch für die Freibereiche außerhalb des Forums gelten vorausschauende Konkretisierungen des Genehmigungsvorbehalts. So wird der Grünraum des Hockgrabens vor allem als „grüne Abstandsfläche“ mit begleitender Waldkulisse und nicht als Gartendenkmal im engeren Sinne gewertet. Für Veränderungen an Geländeprofil und „Waldkante“, grundsätzliche Änderungen des Fußwegkonzeptes, Bodenversiegelungen oder raumprägende Neuanpflanzungen müssen denkmalschutzrechtliche Genehmigungen eingeholt werden, nicht jedoch für einfachere gärtnerische Umgestaltungen. Die denkmalschutzrechtliche Zulässigkeit von Ergänzungs- beziehungsweise Neubauten innerhalb der Sachgesamtheit wird wie üblich im Rahmen der baurechtlichen Verfahren geprüft.

Kontinuität der Bauprinzipien

Der öffentlich-rechtliche Vertrag würdigt in seiner Präambel ausdrücklich die „[...] Tätigkeit der Staatlichen Hochbauverwaltung der vergangenen Jahre, welche sich durch einen behutsamen Umgang mit

7 Gegenüberstellung von unsanierten und sanierten Außenflächen der naturwissenschaftlichen Fachbereichsgebäude, 2014.

8 Mensa und Foyer –
künstlerisch gestaltete
Dachlandschaft im Zent-
rum der Anlage, 2011.



dem historischen Baubestand und ein qualitativvolles Weiterbauen auszeichnet“. Hier werden die institutionellen und personellen Kontinuitäten zwischen seinerzeit planendem und bauendem Universitätsbauamt und heute verantwortlichem Landesbetrieb deutlich. Die in den vergangenen Jahren erstellten Neubauten folgen dem grundlegenden städtebaulichen „Strickmuster“. So wurde und wird das Entwurfsprinzip durchgängiger Geschossebenen in geglückter Weise auch auf die jüngeren Bauten übertragen. Mal in formaler Analogie zum Bestand (z.B. Physikalischer Fachbereich), mal in eigenständiger Formensprache gestaltet (z.B. Zentrum für Chemische Biologie von 2012, Abb. 9), fügen sie sich in den Gesamtorganismus ein und bewahren die markanten Außenansichten von Süden (Perspektive vom Hockgraben aus) und von Osten (seeseitige Ansicht). Bei der Vermittlung der Unterschutzstellung war die Bemerkung hilfreich, dass die in den vergangenen Jahren entstandenen Neubauten auch unter Berücksichtigung des Denkmalschutzes genehmigungsfähig gewesen wären.

9 Zentrum für
Chemische Biologie,
2012.



Perspektiven

Auch für bauliche Erweiterungen der Großform im Rahmen des Bebauungsplanverfahrens – im Jahr 2011 Ausgangspunkt der Überlegungen zur Denkmaleigenschaft – weist die Ausweisung des Kulturdenkmals einen Weg, der sich wohl auch mit anderen öffentlich-rechtlichen Belangen in Übereinstimmung bringen lässt. So bieten sich der Universität in Zukunft Erweiterungsflächen nordwestlich und südwestlich des bestehenden Campus an, etwa durch die Überbauung der Parkplätze beziehungsweise des Parkhauses jenseits der für das Gesamterscheinungsbild bedeutsamen Hockgrabenmulde und auch außerhalb der repräsentativen Vorfahrt im Westen.

Die seit nunmehr 50 Jahren an dieser Stelle praktizierte Planungs- und Baukultur der Staatlichen Hochbauverwaltung und das jüngst unterzeichnete pragmatische Abkommen mit der Denkmalpflege bürgen gemeinsam für einen weiterhin qualitätsbewussten und konfliktfreien Umgang mit dem jungen, architektonisch bedeutsamen Kulturdenkmal.

Zur kunstgeschichtlichen Beschreibung und Würdigung der Universität Konstanz siehe den Beitrag von Clemens Kieser in Heft 4/2014.

Quellen

Eintrag in die Liste der unbeweglichen Bau- und Kunstdenkmale in Baden-Württemberg (Petra Wichmann, Regierungspräsidium Freiburg, 2012).

Frank Mienhardt
Stadt Konstanz
Baurechts- und Denkmalamt
Untere Laube 24
78459 Konstanz

Haus zu verschenken!

Holzhaus in Fertigbauweise von 1927

In Nähe des Kräherwaldes im Stuttgarter Westen steht ein außergewöhnlich authentisch erhaltenes Holzhaus in Fertigteilbauweise aus dem Jahr 1927. Da sich der Wert dieses Denkmals weniger im Äußeren als vielmehr in der bauzeitlichen qualitätvollen Innenausstattung offenbart, war es bei der systematischen Erfassung der Kulturdenkmale in den 1980er Jahren unentdeckt geblieben. Von der Inventarisierung wurde das Wohnhaus als Kulturdenkmal erst Ende 2013 erkannt, als sich die Möglichkeiten für einen Erhalt schon als äußerst schwierig erwiesen. Denn der Verkauf von Haus und Grundstück war bereits abgeschlossen, der Neubebauung stand rechtlich nichts im Wege. Inzwischen wurden alle denkbaren Möglichkeiten, das Haus in situ zu erhalten, mit negativem Ergebnis geprüft. Dieser Beitrag ist ein letzter Versuch, das kostbare Gebäude vor dem bereits genehmigten Abbruch zu retten. Gesucht wird „fünf Minuten vor zwölf“ ein Liebhaber, für den eine Translozierung des Hauses an einen neuen Ort denk- und realisierbar wäre. Wenn damit auch nicht die Kulturdenkmaleigenschaft erhalten werden könnte, so wäre doch ein wertvolles Baudokument gerettet.

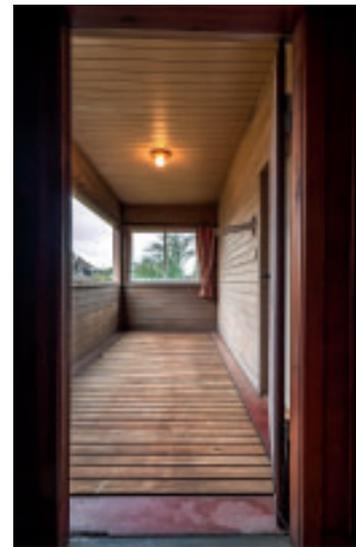
Edeltrud Geiger-Schmidt

Der Architekt Hans Zimmermann (1887–1954) entwarf 1927 für Reichsbahnoberrat Dr. Christian Gugel und seine Frau Elisabeth Gugel ein Einfamilienhaus in Holzbauweise. Zimmermann war mit der Bauherrschaft verschwägert. Seine Frau Amalie Marie war, wie die Bauherrin Elisabeth Gugel, eine Tochter des Kommerzienrats und Hofpianoforte-Fabrikanten Carl A. Pfeiffer, für den Zimmermann etwa seit 1921 tätig war.

Ein Holzhaus der Firma Christoph & Unmack

Das Holzhaus wurde nach Zimmermanns Entwurf von der Firma Christoph & Unmack (C&U) vorge-

fertigt. Im Zuge der Industrialisierung hatte sich die auf eine Kupferschmiede zurückgehende Firma zu einem Maschinenbaubetrieb mit den Produktionsbereichen Maschinen-, Brücken- und Schienenfahrzeugbau entwickelt. Ab 1887 etablierte sich zusätzlich der Bereich Holzhausbau, der in Niesky (Oberlausitz/Sachsen) angesiedelt wurde. Den Ausgangspunkt für neue Konstruktions- und Produktionsweisen im Holzbau bildeten Baracken, an denen in Zeiten militärischer Auseinandersetzungen wegen ihres leichten Transports und der einfachen Montage ein großer Bedarf bestand. Die Konstruktionsprinzipien der Holzbaracken wurden insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg für zivile Nutzungen weiterentwickelt. C&U gedieh zum



1 Südwestansicht.

2 Nordwestansicht.





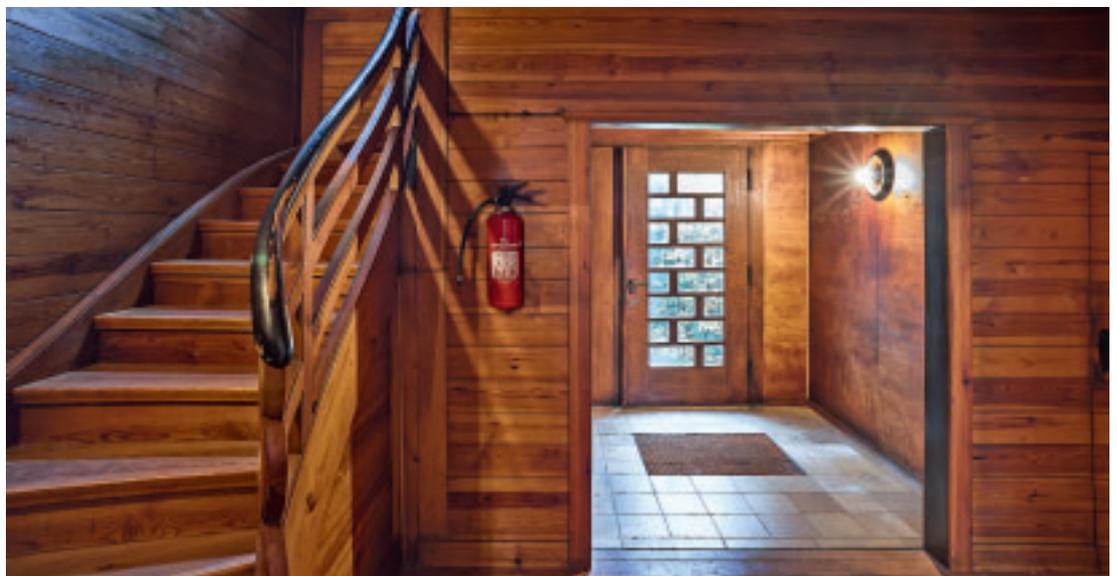
3 Ehemaliges Architekturbüro im Sockelgeschoss.

führenden Unternehmen des Holzhausbaus in Europa. Konrad Wachsmann, der bis heute als Pionier der Entwicklung der technischen und ästhetischen Qualität im Holzhausbau gilt, war von 1926 bis 1929 als Chefarchitekt bei C&U tätig. Mit hohem architektonischem Anspruch erzeugte die Firma ein breites Typenangebot industriell vorgefertigter Holzbauten und präsentierte Musterhäuser und Entwürfe in Katalogen und Prospekten. Das Holzhaus für die Familie Dr. Gugel stellte C&U im Firmenkatalog „Holzhäuser in ortsfester Skelettbauweise nach amerikanischem Vorbild“ als „Haus Stuttgart“ vor. Für besondere Aufträge und Messeprojekte wurden namhafte Architekten wie Scharoun, van de Velde, Poelzig und andere engagiert, für den regionalen Markt auch regionale Architekten wie in Stuttgart Hans Zimmermann. Zimmermanns Wohn- und Büroadresse wurde in einem Katalog von C&U als Zweigstelle angegeben.

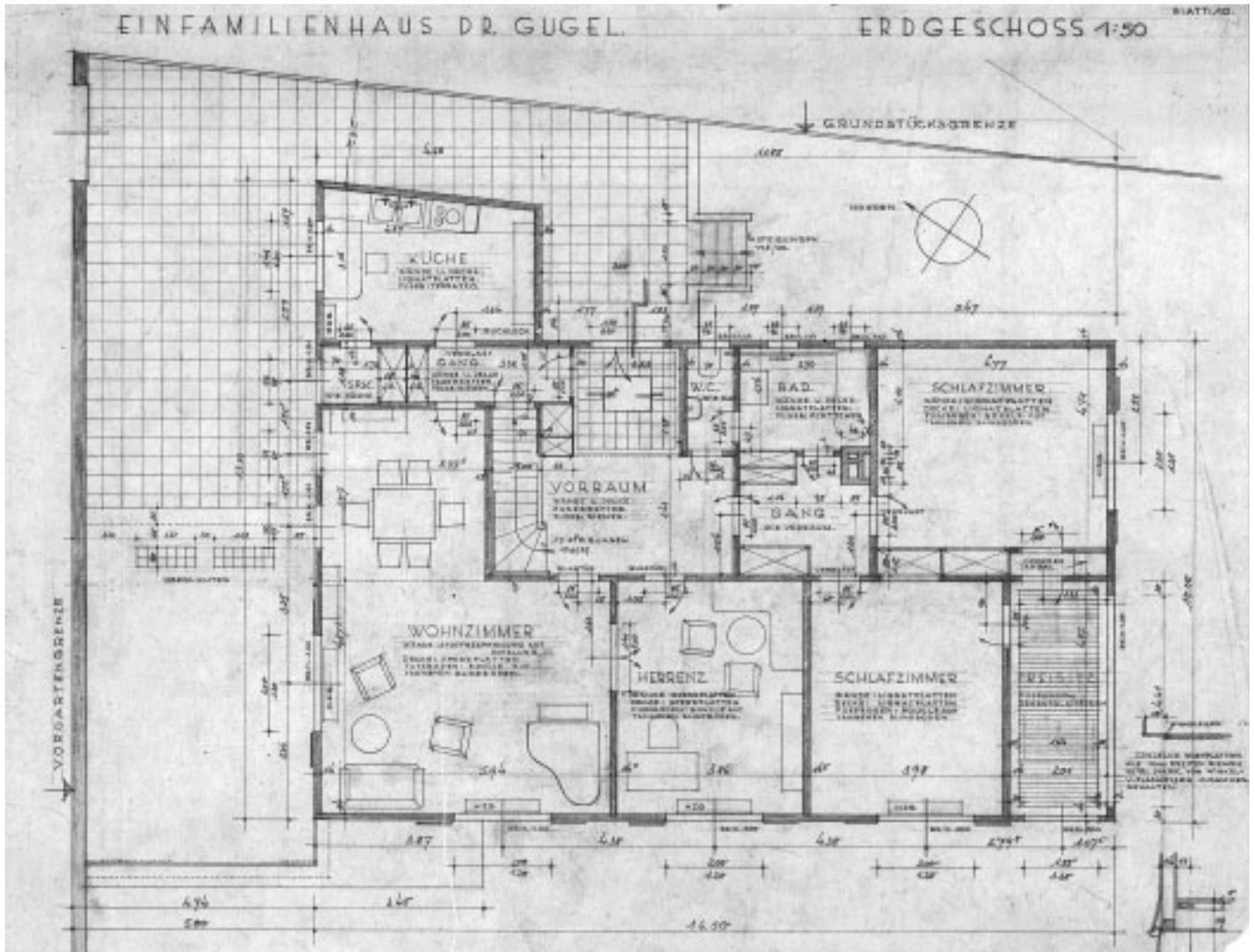
Haus Gugel und sein Architekt

Zimmermann hatte nach einer Schreinerlehre an der TU Stuttgart Architektur unter anderem bei Bonatz studiert. In den Jahren von 1908 bis 1912 war er Mitarbeiter in verschiedenen Büros in Berlin, so zum Beispiel bei Behrens, Taut & Hoffmann und Bruno Paul. 1926 bis 1932 nahm er an der TH Stuttgart eine Assistententätigkeit bei Hugo Keulerleber auf und realisierte in dieser Zeit mehrere Holzbauten. Aufgrund der jüdischen Herkunft seiner Mutter wurde er 1933 mit Berufsverbot belegt und aus dem Bund Deutscher Architekten ausgeschlossen. Von 1942 bis 1945 war er in einem Rüstungsbetrieb beschäftigt und blieb unentdeckt. Nach 1945 nahm Zimmermann erneut seine Tätigkeit als selbständiger Architekt auf und übernahm im Auftrag der Stadt Stuttgart 1947 bis 1949 die Leitung beim Wiederaufbau des Hotels Silber. Ab 1950 bis zu seinem Tod 1954 betrieb er sein Architekturbüro im Sockelgeschoss des Holzhauses am Kräherwald. Das in leichter Hanglage von Nordwest nach Südost orientierte, großzügige ein- bis zweigeschossige Wohnhaus in verschalter Holz-Skelettbauweise auf massivem Sockel erhebt sich über einem rechteckigen Grundriss, der durch einen rückwärtigen Küchenannex und eine straßenseitige Garage ergänzt wird (Abb. 1; 2). Überfangen ist das Haus durch ein biberschwanzgedecktes Satteldach, das durch drei quer dazu stehende, gereimte und mit Paralleldächern gedeckte Zwerchgiebel an der südwestlichen Traufseite gegliedert wird. Als gestalterisches Element treten an der Traufe große trichterförmige Einlauftöpfe aus Kupfer zur Entwässerung des Daches hinzu.

Die landhausartige Architektur des Wohngebäudes ist von zeitgenössischen Strömungen geprägt – einerseits im Sinne eines traditionellen Architekturverständnisses, andererseits von den Ideen des Neuen Bauens. Darüber hinaus weist es mit eini-



4 Eingangsbereich und Treppe zum Dachgeschoss.



gen Elementen außen wie innen expressionistisch anmutende Gestaltungsmerkmale auf.

Das massive, mit Naturputz versehene Sockelgeschoss besitzt einen separaten Eingang und Fensteröffnungen in liegenden Formaten mit kleinteiliger Industrieverglasung und unterteilenden abgerundeten Wandstreifen. Erd- und Dachgeschoss sind mit horizontal verlegten Brettern in Nut-Feder-Verbindung verschalt. Die darin eingeschnittenen Fenster mit liegenden Formaten und Klappläden betonen zusätzlich die Horizontale des Außenbaus. Die Grundrissorganisation des Hauses (Abb. 5) ist von einer gut durchdachten Funktionalität gekennzeichnet. Das Büro im Sockelgeschoss (Abb. 3) wie auch die Wohnräume in den oberen Geschossen sind zur Sonnenseite ausgerichtet, während sich der Hauseingang an der eingeschossigen, weitgehend geschlossenen Nordostseite befindet. Das Raumprogramm verdeutlicht, dass die Bedürfnisse eines gehobenen Haushalts Eingang in den Entwurf fanden: Speise- und Wohnzimmer sind zu einem großen, repräsentativen Raum zusammengefasst (Abb. 5), der auch für Einladungen und Geselligkeiten geeignet ist und dem darüber hinaus ein Herrenzimmer über eine Doppeltür zuschaltbar ist.

Innenausbau in herausragender Überlieferung

Entsprechend herausragend ist die qualitätvolle Ausstattung dieser Räume. Wohn- und Esszimmer weisen eine farbige textile Wandbespannung auf, gegen die sich die weiß gefassten Fenster- und Tür-

5 Grundriss Erdgeschoss.

6 Herrenzimmer, ganz in Holz ausgekleidet.





7 Wohn- und Essbereich mit textiler Wandbespannung.

rahmen, Heizkörperverkleidungen sowie die Decke mit expressionistischem Dekor abheben (Abb. 7). Die Wände des Herrenzimmers sind vollständig mit Holz verkleidet (Abb. 6). Nebenflure erschließen Küche und Keller sowie den Sanitärbereich und zwei nach Südosten gerichtete Schlafräume, jeweils mit Zugang zu einem loggiaartigen Freisitz. Das Dachgeschoss nimmt neben einer großzügigen Diele drei Wohn- und Schlafzimmer (Abb. 8; 9), eine Mädchenkammer sowie ein weiteres Badezimmer auf. Eine große beheizbare Garage veranschaulicht zudem die gesellschaftliche Stellung des Bauherrn und die wachsende Bedeutung des privaten Autos.

8 Einer von drei Wohn- und Schlafbereichen im Dachgeschoss.

Das äußere Erscheinungsbild des Hauses war gemäß einer historischen Abbildung ursprünglich charakterisiert durch eine schwarzbraun imprägnierte Holzverschalung, zu der die weiß gestrich-



nen Fenster kontrastierten. Die ursprüngliche Farbigekeit wurde in der Nachkriegszeit durch einen Anstrich in einem Beigeton verändert.

Der Überlieferungszustand von Haus Gugel ist, insbesondere was das Innere betrifft, außerordentlich gut und ungewöhnlich vollständig. Das trifft nicht nur für den Grundriss insgesamt und die expressionistisch beeinflusste Innenraumgestaltung des Wohnbereichs zu, sondern für alle Räume und schließt Wand- und Deckenverkleidungen, Bodenbeläge, Türen, Doppelfenster mit originalen Beschlägen, Einbauschränke, die Badezimmerausstattung, die originale Spülanlage in der Küche (Abb. 10) sowie Lampen ein. Zum Kulturdenkmal gehört auch die Grundstückseinfriedung, bestehend aus einer Stützmauer und zwischen Pfosten eingehängtem Holzgeländer.

Konstruktiv ist das Haus Dr. Gugel in Skelettbauweise (auch als Sonderbauweise und ortsfeste Fachwerkbauweise bezeichnet) nach dem Vorbild amerikanischer Fachwerkkonstruktionen errichtet. Wie in den Ausführungen von Wachsmann beschrieben, bestehen auch bei Haus Gugel die Wandelemente „aus einem Stiel und Riegelwerk mit beiderseitigen Verkleidungen“, Isolierpappen und einer Isoliermatte aus Torf. Innen erhielten die Wände und Decken eine Verkleidung mit feuerhemmenden Lignatplatten (für die C&U ein Patent erwarb), sofern keine repräsentativere Ausgestaltung vorgesehen war.

Das Wohnhaus Dr. Gugel ist wie auch das von Zimmermann entworfene Haus Schottländer in Stuttgart Degerloch ein beispielhaftes Zeugnis aus den Anfängen des Fertighausbaus. Es zählt zu den innovativen Holzbauten, die nach dem Ersten Weltkrieg und vor allem in den 1920er und 1930er Jah-



9 Großzügige Diele im Dachgeschoss.

ren den Höhepunkt ihrer technischen Entwicklung und Verbreitung erfuhren. Die Holzbauten waren konstruktiv so weit entwickelt, dass eine vollständige industrielle Vorfertigung möglich war. Die traditionellen Holzverbindungen wurden durch Nägel und Dübel ersetzt, die Querschnitte der zu verarbeitenden Hölzer genormt. Die einzelnen Bauteile gelangten sortiert und verpackt einschließlich Spezialwerkzeugen von der Firma auf die Baustellen, wo sie unter Aufsicht eines Poliers auch von wenig ausgebildeten Arbeitern in kurzer Zeit errichtet werden konnten. Mit ihren Gestaltungsprinzipien waren die Bauten an zeitgenössischen Formvorstellungen orientiert. Nach Konrad Wachsmann hatte sich die Erkenntnis durchgesetzt, „dass der wahre Schmuck eines Bauwerkes in seiner sinnvollen, geistreichen Konstruktion und klaren organischen Durchbildung liegt. Wenn der Architekt und Ingenieur sich aller technischen Hilfsmittel bedienen, die die Maschine ihm an die Hand gibt, werden Lösungen entstehen, die durch die Schönheit und die Leichtigkeit ihrer Konstruktion uns entzücken und ohne irgendwelches Dazutun bereits ihren unbewußten Kunstwert besitzen.“

Literatur

Neda Pahlevan Sharif: Wohnhausprojekte für die geplante Werkbundsiedlung „Deutsches Holz“ in Stuttgart 1932/33. Seminararbeit am Institut für Architekturgeschichte der Universität Stuttgart, WS 2003/04.
 Konrad Wachsmann: Holzhausbau. Technik und Gestaltung. Originalausgabe Berlin 1930. Neuausgabe mit Beiträgen von Christa und Michael Grüning sowie Christian Sumi, Basel 1995.
<http://www.wachsmannhaus.niesky.de>

Christoph & Unmack AG, Niesky OL: Wohnhäuser aus Holz, 1940.

Christoph & Unmack AG, Niesky OL: Holzhäuser in ortsfester Skelettbauweise nach amerikanischem Vorbild, 1935.

Holzbauten der Moderne. Architekturführer Holzbauten in Niesky, hrsg. von Stadt und Museum Niesky, o. J. Lebensdaten von Hans Zimmermann, unveröffentlichte Aufstellung von Frank-Michael Lange u. a. Stuttgart.

Edeltrud Geiger-Schmidt

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

10 Bauzeitliche Küchenausstattung.





Das Ulmer Münster in Ludwigsburg

Entdeckungen bei der Instandsetzung eines Bürgerhauses aus dem 19. Jahrhundert

Württembergisches Residenzschloss, Alleensystem, repräsentativer Marktplatz und einheitliches Straßenbild zeichnen die Barockstadt Ludwigsburg aus, der Ausbau zur Garnisonsstadt im 19. Jahrhundert führte zur Bezeichnung „schwäbisches Potsdam“, aber auch klein- und großbürgerliche Wohnkultur des späten 19. Jahrhunderts hat hier ihre Spuren hinterlassen. Einige Gebäude aus dieser Zeit weisen typische historistische Dekorationsmalereien auf, so auch das Wohnhaus in der Leonberger Straße 17. Mit den Worten „Mama, ich glaub’ da kommt eine Kirche zum Vorschein“ entdeckte die Tochter der neuen Eigentümerin beim Ablösen der Tapeten im Flur des Obergeschosses eine Wandmalerei mit der Darstellung des Ulmer Münsters, später wurde auch noch der Kölner Dom freigelegt. Dem engagierten und gleichzeitig behutsamen Vorgehen der Bauherrin ist es zu verdanken, dass diese Befunde wie die übrige Ausstattung des Kulturdenkmals gesichert, restauriert und in ein Gesamtkonzept eingebunden werden konnten.

Karsten Preßler

Architektur-, Bau- und Nutzungsgeschichte

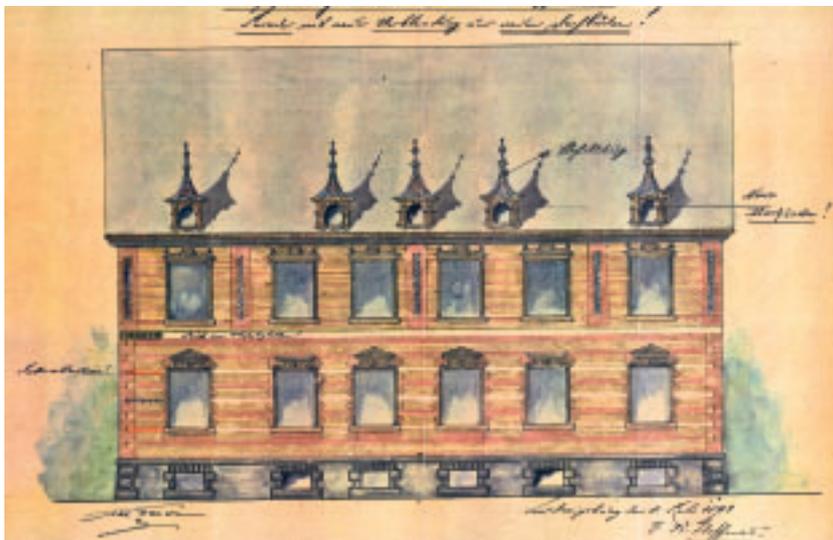
1 Baugesuch von 1893, „Fassade mit neuer Verblendung und neuen Dachläden“, gezeichnet von Albert Bauder.

2 Ludwigsburg, Leonberger Straße 17, Straßenansicht des Torbaus, Vorzustand (2012).

Als das Wohnhaus 1864 für den Zimmermeister Carl Seemüller errichtet wurde, handelte es sich noch um einen schlichten, zweigeschossigen Fachwerk-Putzbau. Erst 30 Jahre später wurde er erweitert und dem Zeitgeschmack entsprechend dekorativ umgestaltet (Abb. 1). Zur Bauzeit war es eines der ersten Gebäude im westlichen Abschnitt der Leonberger Straße, die Teil des unter Herzog Carl Eugen Mitte des 18. Jahrhunderts angelegten

barocken Alleensystems innerhalb der südlichen Stadterweiterung ist. Die Leonberger Straße öffnet sich nach Osten durch den Karlsplatz direkt zur Stuttgarter Straße und war bis Mitte des 19. Jahrhunderts Richtung Westen nur bis zur Kreuzung Seestraße bebaut.

Bereits 1869 wurde das Haus an den Werkmeister und späteren Bauunternehmer Wilhelm Friedrich Hoffmann verkauft, der dort auch bis um 1900 wohnte. Nachdem man 1891 auf der Hofseite Veranden angefügt hatte, wurden der einfache Putzbau 1893/94 schließlich um einen aufwendig ge-



stalteten Torbau über der Hofeinfahrt erweitert, das Dach ausgebaut und mit kleinen Gaupen mit Rundbogenfenstern und mehrseitigen Pyramidendächlein bestückt (Abb. 2; 3). Die Toreinfahrt zeigt mit vielgestaltiger Sandstein-Werksteingliederung, bauchigem Erker, ädikulaartiger Fensterrahmung und Balustraden neubarocke Formen, die sich auch bei den profilierten Fensterrahmen, -giebeln und -verdachungen der Wohngeschosse wiederfinden. Eine Besonderheit stellt die Gestaltung der Fassade dar, die auf den ersten Blick vielen späthistoristischen Ludwigsburger Backsteinbauten ähnelt, hier aber nicht massiv gemauert, sondern laut Baugesuch von 1893 mit „Fassadenverblendsteinen“ und „Mosaikplatten“ verkleidet wurde (Abb. 4). Polychrome Bänderungen in Gelb und Rot, Weiß und Blau, im Obergeschoss auch vertikal angeordnet, geben der Fassade tatsächlich ein mosaikartiges Gepräge, die Dachdeckung mit rotbraunen, glasierten Falzziegeln rundet das Bild ab. Kein Teil bleibt undekoriert, es herrscht der zeittypische „horror vacui“. Der Ludwigsburger Architekt und Zeichenlehrer Wilhelm Albert Bauder (1853–1930), der im Auftrag Hoffmanns die Pläne für diesen Umbau anfertigte, erreichte im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts den Höhepunkt seines Schaffens, als er eine Vielzahl von Villen und Stadthäusern entwarf. Seine bedeutendsten Werke, die in dieser Zeit in Ludwigsburg entstanden, sind die Musikhalle (1889f., zusammen mit Johann Schmohl) in der Nähe des Bahnhofes sowie der Umbau der Villa Franck (1886–1897) und die Villa Feyerabend (1898/99). 1898 verlegte Bauder Wohnsitz und Büro nach Stuttgart und trat später vor allem als Architekt in Freudenstadt in Erscheinung, wo sein Werk Einflüsse der regionaltypischen Schwarzwaldhäuser sowie von Heimat- und Jugendstil zeigt. Bauders Ludwigsburger Villen und Wohnhäuser zeichnen sich durch Form- und Stilvielfalt, materialreiche Gliederungen in Backstein, Sandstein, Holz und Metall sowie entsprechende Polychromie aus, der Historismus war in seine letzte Phase getreten. Bemerkenswert ist auch die künstlerische und kunsthandwerkliche Innenausstattung dieser Gebäude, die zum größten Teil noch gut überliefert ist, auch in der Leonberger Straße 17, wie sich während der Sanierung herausstellen sollte. Dieses Baudenkmal – nicht als Adels- oder Fabrikantenvilla, sondern als bürgerliches Wohnhaus errichtet – erlebte im Anschluss eine bewegte Nutzungsgeschichte. Bereits 1908 wurde es an den Kutschereibesitzer Christian Marbach verkauft, der Stallungen auf der großen Freifläche nördlich des Anwesens errichten ließ. 1922 übernahm der Kraftwagenfahrer Friedrich Marbach die Gebäude, und unter ihm entstanden Garagen und ein Autowaschplatz, der in



der zeitgenössischen Werbung als „erstes Autobad Ludwigsburgs“ bezeichnet wurde. Nach einem weiteren Besitzerwechsel an die jüdischstämmige Familie Kirchhausen wurde die Hofanlage 1938 erneut verkauft, als Autovermietung genutzt und um eine Zapfsäule innerhalb der Toreinfahrt ergänzt. Nach Kriegsende 1945 hielten zunächst US-Truppen das Haus besetzt, bis der Nachweis erbracht war, dass die Familie Kirchhausen das Anwesen freiwillig veräußert hatte. In der Nachkriegszeit schließlich etablierte sich eine Autowerkstatt in der Hofanlage, die als „Auto Elektrik Siegfried Schmid“ bis 2008 weitergeführt wurde.

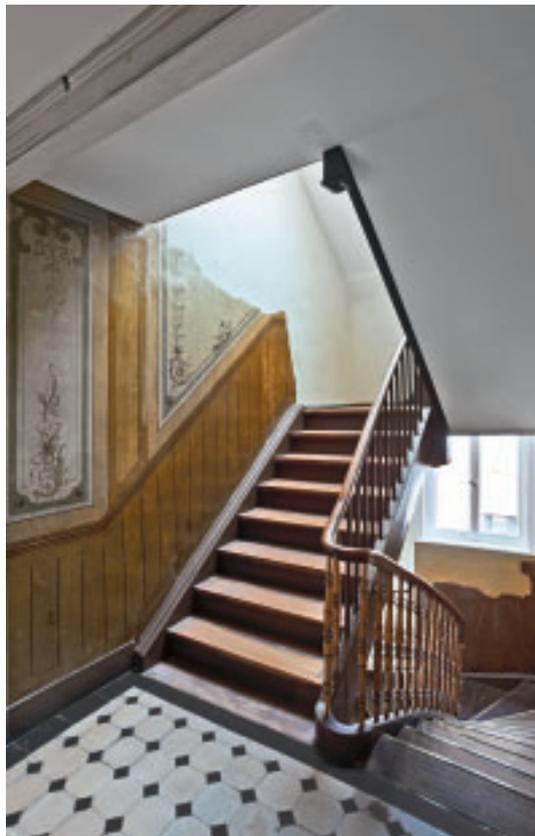
3 Straßenansicht, Nachzustand (2014).

4 Detail der Südfassade.

Wandmalereibefunde

Nicht nur bei historistischen Villen, sondern auch bei Wohn- und Mietshäusern dieser Zeit ist vornehmlich in den Treppenhäusern stets mit Befunden von dekorativen Wandmalereien zu rechnen, heute meist verborgen unter Farb-, Spachtel- und Tapetenschichten. Die Denkmalpflege fordert daher im Vorfeld von Sanierungen in der Regel ent-

5 Ludwigsburg, Leonberger Straße 17, Treppenhaus, Podest zwischen Erd- und Obergeschoss.



Farbbefunde, wie sie daraufhin im Treppenhaus freigelegt wurden, typischer Bestandteil bürgerlicher Wohnhausausstattung der damaligen Zeit. In der Leonberger Straße 17 bestehen diese wandhohen Malereien aus einer Sockelzone von circa 80 cm Höhe in Form einer aufgemalten Brettverkleidung (Lamperie) mit Maserierung. Darüber befinden sich mit olivgrünen Voluten- und Rollwerk-elementen gerahmte Wandfelder mit Akanthusblättern und floraler Ornamentik (Abb. 5). Bei der auch in den 1890er Jahren ebenfalls durch Bauder umgestalteten Villa Franck trifft man im Treppenhaus auf ein ähnliches Motiv, dort ist die Lamperie aber aus echtem Holz, während sie hier zwar weniger aufwendig, dafür aber nicht weniger kunstvoll illusionistisch aufgemalt wurde. Auch die Wohnräume im Erd- und Obergeschoss sind befundreich, die Deckenränder wurden Ende des 19. Jahrhunderts mit Schablonen- und Bandleierungsdekoren ausgemalt, was auch Farbspuren an den Wandflächen belegen, wo die Dekorationsmaler damals Schablonen ausprobierten und ihre Pinsel ausdrückten. Da die Deckenmalereien im Gegensatz zu den in Ölfarbe ausgeführten Treppenhaus- und Flurmalereien in der wenig beständigen Leimfarbtechnik angefertigt und später abgewaschen wurden, sind nur noch Fragmente erhalten, die kein stimmiges Gesamtbild mehr ergeben. Die Wände der Wohnräume wurden nach 1893 tapeziert, wie eine im Erkerzimmer als Makulatur verwendete Tageszeitung belegt und was auch zeitlich zum Umbau durch Albert Bauder passt. Das Gestaltungskonzept der Räume schließlich wurde vervollständigt durch die Holzausstattung (Fenster, Türen, Erker, Lamperien, Sockelleis-

sprechende Befunduntersuchungen – stratigrafische Sondagen – und findet dafür bei den Bauherren nicht immer Verständnis, im Gegensatz zum vorliegenden Fall. Als man bei der Abnahme der Tapeten auf umfangreiche Wandmalereien im Treppenhaus und im Flur des Obergeschosses stieß, wurden auf Initiative der Bauherrin Denkmalschutz- und Denkmalfachbehörde sowie ein Restaurator hinzugezogen. Wie schon erwähnt, sind

6 Erkerzimmer über der Toreinfahrt.



7 Wandmalerei von 1889 mit Darstellung des Ulmer Münsters, Obergeschoss, nördliche Flurwand, Vorzustand nach Entfernung der Tapete, 2012.



ten), die dunkelbraun oder in einem dunklen Ockerton gefasst waren (Abb. 6).

Ulmer Münster und Kölner Dom

Kamen die Befunde im Treppenhaus und den Wohnräumen nicht unerwartet, so bestand die eigentliche Überraschung in der Entdeckung der Wandmalereien im Flur des Obergeschosses. An der nördlichen Flurwand trat zwischen zwei Türöffnungen das Ulmer Münster zum Vorschein, wie eine Vedute perspektivisch dargestellt mit flankierenden Wohnhäusern, Bäumen, zeitgenössisch bekleideten Passanten und mit „Ulm“ beschriftet (Abb. 7–9). An der gegenüberliegenden Flurwand wurde wohl von der Hand desselben Dekorationsmalers in ähnlicher Manier der Dom zu „Cöln“ dargestellt. Das Bild ist mit dem leider nicht mehr leserlichen Namen des Künstlers und der Jahreszahl (18) „89“ signiert worden und somit ein Jahr vor der Vollendung des Ulmer Münsterturms entstanden. Der Kölner Dom präsentiert sich zwar weniger wirklichkeitsgetreu, was die Proportionen der Turm-oktogone und -helme und das zu niedrig geratene Querhaus betrifft, die Malerei ist dafür aber in deutlich besserem Erhaltungszustand (Abb. 10–11). Wie im Treppenhaus sind auch die Darstellungen im Flur wandhoch und besitzen eine Sockelzone mit illusionistisch aufgemalten Kassetten mit Mäandern, gerahmt von Vasen. Das Münsterbild darüber wird flankiert von je zwei Säulchen in Kandelaberform und je einem Bogen, rechts allerdings stark reduziert durch eine nachträglich verschobene Türöffnung. Vollständig erhalten hingegen ist die Rahmung des Dombildes, das mit einem flachen Sprenggiebel mit Werkmeister-Attributen (Zirkel, Winkel und Senkblei) sowie Blattmasken in Seitenansicht bekrönt wird. Diese rahmende Architektur, die beim Ulmer Münster leider nur mehr fragmentarisch erhalten ist, suggeriert die Öffnung einer Loggia beziehungsweise eines Fensterkerkers mit „Domblick“. Weitere Wandabschnitte im Flur weisen eine ähnliche Sockelgliederung auf, während die Felder durch aufgemalte Pilaster unterteilt und mit Blumengirlanden sowie einem zeittypischen Sinnspruch in bekränzter Kartusche bemalt sind (Abb. 12). Sockelzone, Säulen und Pilaster sind zum Teil mithilfe von Schablonen und Lochpausen aufgetragen, die Blumengirlanden und Veduten freihand in Grisailletechnik ausgeführt worden.

Die Motivauswahl – Ulmer Münster und Kölner Dom –, der „betrachterunfreundliche“ Standort innerhalb eines Hausflurs im privaten Wohnbereich und der Ausführungszeitraum 1889, ein Jahr vor Fertigstellung des Münsterturms, erscheinen zunächst überraschend. Während der Künstler unbekannt ist, lassen sich Hausbesitzer und damalige



Bewohner ermitteln. Eigentümer und Bauherr war der vermutlich aus dem Steinmetzhandwerk kommende Werkmeister Wilhelm Friedrich Hoffmann, der zusammen mit dem Architekten und Stadtbaumeister Julius Mößner (1846–1935) das Haus in der Leonberger Straße 17 bewohnte. Dass Hoffmann als Eigentümer und Vermieter in der höherwertigen „Beletage“ lebte, ist anzunehmen, sodass er als Auftraggeber der Wandmalereien im Treppenhaus und Flur des Obergeschosses gelten kann. Die von romantischen und patriotischen Motiven

8 Wandmalerei mit Darstellung des Ulmer Münsters, Zustand 2014 nach der Restaurierung.

9 Wandmalerei mit Darstellung des Ulmer Münsters, Detail mit Gebäude der Münsterbauhütte, Turmvorhalle und Mesnerhaus (v.l.n.r.).





10 Wandmalerei von 1889 mit Darstellung des Kölner Doms mit aufgemalter Architekturrahmung, Signatur, Datierung „(18)89“ und Werkmeister-Attributen; Obergeschoss, südliche Flurwand, Zustand 2014 nach der Restaurierung.

11 Wandmalerei von 1889 mit Darstellung des Kölner Doms, Zustand 2014.

geleitete Vollendung gotischer Sakralbauten im Deutschen Bund und späteren Deutschen Reich war sowohl ein fürstliches und königliches, als auch ein von bürgerlichen Gesellschaftsschichten mitgetragenes öffentliches Anliegen, das seit Mitte des 19. Jahrhunderts zur Gründung von Dom- und Münsterbauvereinen und Bauhütten nach mittelalterlicher Tradition geführt hat. Im Zuge des „Restaurationsfiebers“ dieser Zeit wurde in der Fachwelt sogar die Errichtung des Südturms des Straßburger Münsters diskutiert, die schließlich um 1880 zugunsten der Vollendung des Ulmer Münsters zurückgestellt wurde. Für die Gestaltung der Domtürme in Köln (1880 vollendet), Regensburg (1869 vollendet) und des Münsterturms in Ulm (1890) konnte man teilweise auf mittelalterliche Werkmeister-Risse zurückgreifen, die man dem neugotischen Zeitgeschmack und Selbstverständnis der planenden Architekten entsprechend modifizierte und „perfekionierte“. Für die Vollendung des Ulmer Turms wurde der Riss von Matthäus Böblinger aus dem späten 15. Jahrhundert

als Bauplan herangezogen. August von Beyer, der seit 1880 Münsterbaumeister war, setzte diesen aber nicht exakt um, sondern „streckte“ den Turmhelm, sodass spätestens mit der Vorstellung des Ausbaumodells 1884 deutlich wurde, dass der Ulmer Münsterturm selbst die Kölner Domtürme um einige Meter überragen würde. Der „Türmwettstreit“ zwischen dem katholischen Dom und der (seit 1531 protestantischen) Bürgerkirche war voll entbrannt, hatte doch Württembergs erster Landeskonservator Konrad Dietrich Haßler bereits 1859 geschrieben, das Münster zu Ulm sei „[...] der ebenbürtige protestantische Bruder des Domes zu Köln“. Den Vorwürfen aus Köln, die harmonischen Proportionen des Turms würden durch seine Überlängung zerstört, entgegnete man aus Ulm mit dem Argument, der Münsterturm sei schon durch Böblinger deutlich mächtiger angelegt gewesen. 1886 schließlich stellte Beyer einen überarbeiteten Aufriss des Hauptturms vor, der mit über 161 m der höchste Kirchturm der Welt werden und anstelle der bisher vorgesehenen Salvatorstatue mit einer Kreuzblume als Spitze bekrönt werden sollte. Die Zeichnung fand damals in entsprechenden Zeitschriften große Verbreitung, sodass man davon ausgehen kann, dass auch die privat und beruflich miteinander verbundenen Ludwigsburger Architekten beziehungsweise Werkmeister Hoffmann, Mößner und Bauder davon Kenntnis hatten (Abb. 14). Die jahrzehntelangen Planungs- und Baubemühungen in Köln und Ulm fanden Niederschlag in vielfältigen Publikationen mit Lithografien, Holzschnitten, Kupfer- und Stahlstichen sowie Fotografien, nicht zuletzt, um Mitstreiter und Mäzene zu gewinnen (Abb. 13–16). Welche der zahlreichen möglichen Bildvorlagen nun in Ludwigsburg herangezogen wurden, oder ob der Künstler sogar Ortskenntnis besaß, muss offen bleiben. Es ist aber davon auszugehen, dass



dem Maler bei der Darstellung des Ulmer Münsters eine aktuelle Vorlage nach Beginn der „Freistellung“ des Monumentalbaus durch Abbruch des Barfüßerklosters 1875 gedient hat. Der erst nach 1900 beseitigte giebelständige Walmdachbau der alten Münsterbauhütte nördlich der Westfassade sowie das gleichfalls später entfernte Mesnerhäuschen rechts der Turmvorhalle sind gut zu erkennen und entsprechen ebenso wie die südöstlich des Münsters dargestellte Bebauung dem Zustand der 1880er Jahre (Abb. 9; 14; 15).

Bei der Kölner Domumgebung hingegen wird auf dem Wandgemälde ein idealisiertes, mittelalterliches Stadtbild gezeigt, das so nie bestand beziehungsweise im späten 19. Jahrhundert nicht mehr existierte. Die Pappel, die etwas unvermittelt die Szene rechts flankiert, und das Gebäude südöstlich des Chors könnte der Künstler von Stichen aus der Zeit vor dem Weiterbau am Dom übernommen haben, während er die aus zahlreichen Publikationen bekannte, vollendete Doppelturmfassade in ein platzartig erweitertes, aber „mittelalterliches“ Umfeld übertrug, ohne Wirklichkeitstreue anzustreben (Abb. 10; 13; 16).

Ob sich Werkmeister Hoffmann als Bauherr und Auftraggeber der Wandmalereien nun von württembergischem Patriotismus, seiner Begeisterung für Bautechnik und Steinmetzkunst oder schlichtweg von seinem künstlerisch-ästhetischen Empfinden bei der Motivwahl für die Gestaltung seines Hausflurs leiten ließ, sei dahingestellt. Als ausführender Künstler käme durchaus Albert Bauder in Betracht, der nicht nur Architekt und Zeichenlehrer, sondern auch allen Stilen einschließlich der Neugotik gegenüber offen war und eine „malerische“ Architekturauffassung vertrat.

Restaurierungskonzept

Trotz einiger in der Vergangenheit erfolgter Störungen und Eingriffe, zum Beispiel durch Leitungsschlitz und Putzreparaturen, waren die in Ölfarbe aufgetragenen Fassungen in stabilem Zustand. Aufliegende Tapeten, Leimschichten und Gipsputz ließen sich durch Anfeuchten mit Wasser, Dispersionsfarbschichten mit lösemittelfreiem Abbeizer entfernen, ohne die Malereien zu beschädigen. Maßnahmen zur Sicherung der Fassungen waren nur vereinzelt nötig. Fehlstellen im Wandputz wurden daraufhin mit Kalkmörtel geschlossen und mit Kalkglätte überspachtelt. Anschließend brachte man ein Grundiermittel auf und begann mit der Retusche, die in reiner Ölfarbe ausgeführt wurde und sich auf den jeweiligen Grundton der Wandfassungen ohne Rekonstruktion der Binnenzeichnungen beschränkte. Nach einer Trocknungszeit von rund sechs bis acht Wochen wurden die Wandflächen mit einem seidenmatt glänzenden Natur-

harzfirnis überzogen. Bei der Entscheidung für die von der Bauherrin gewünschte Freilegung und Restaurierung anstelle einer nicht sichtbaren Konservierung unter schützenden Schichten waren folgende denkmalpflegerische Kriterien relevant: Der Zustand der Wandmalereien war und ist allgemein gut, eine schadensfreie Freilegung und Restaurierung waren möglich, und das Risiko einer Beschädigung aufgrund der Nutzungsanforderungen ist gering. Auch ist trotz des teils fragmentarischen Zustands das Gesamtkonzept der Dekorationsmalerei zusammen mit der übrigen Ausstattung gut ablesbar und entspricht der auch als „Leitschicht“ geltenden maßgeblichen Ausbau- und Ausstattungsphase des Kulturdenkmals Ende des 19. Jahrhunderts.

Gebäudebestand und Nutzungskonzept

Die häufigen Eigentümer- und Mieterwechsel sowie Nutzungsänderungen, in deren Folge Arzt- und Massagepraxen, Büro- und Wohnräume eingerichtet wurden, hatten vor allem im Inneren ihre Spuren hinterlassen. So waren das ehemals fassadenbündige Tor bereits 1938 zurückversetzt, das Erdgeschoss um 1970 nach damaligem Zeitgeschmack teilentkernt und renoviert sowie die Fenster im Hauptbau durch einflügelige Holzverbundfenster ausgetauscht worden. Wandfeste Ausstattung wie Türen, Stuckkehlen und Sockelleisten waren und sind vor allem noch im Obergeschoss erhalten. Diese Teile sind ebenso wie das Treppenhaus und die Haustüre sowie die dunkel gebeizte innere Holzverkleidung des Fenstererkers über der Toreinfahrt einschließlich der Fenster im Erkerzimmer der Ausbauphase um 1894 zuzuordnen. Mit Ausnahme einiger mit Blumen und Weinlaub dekorativ bemalter Putzfelder im Fenstererker waren aber zunächst in keinem der Räume Wandmale-



12 Wandmalerei im Obergeschoss mit Sinn-spruch: „Freund sieh auf Dich Und nicht auf mich Und fehle ich So bessere Dich“.

13 Der Kölner Dom in seiner Vollendung, Holzstich nach einem Gemälde von C. E. Conrad von 1856, veröffentlicht in der Illustrierten Zeitung Leipzig, 2.10.1880.





14 Ulmer Münster, Aufriss des Hauptturms von August von Beyer, 1886 (aus: Münsterblätter, Heft 6/1889).

reien oder Putzoberflächen mit historischen Farbfassungen sichtbar.

Die nicht in ursprünglichem Zusammenhang mit dem Wohnhaus stehende heterogene Hofbebauung mit Werkstatthallen und Garagen der 1930er bis 1960er Jahre besitzt keine Kulturdenkmaleigenschaft. Obwohl demnach keine Erhaltungsverpflichtung für diesen Teil der Anlage besteht, war es beim Verkauf des Ensembles im Jahr 2011 auch aus denkmalpflegerischer Sicht von großem Vorteil, dass die ehemaligen Werkstattgebäude erhalten und zusammen mit dem denkmalgeschützten Wohnhaus in das Nutzungskonzept einbezogen wurden. Angeregt durch Kunstmärkte in Amsterdam wollte die neue Eigentümerin und Bauherrin in den Hofgebäuden einen Markt für „bezahlbare Kunst“ regionaler Herkunft unterbringen, die Wohnungen nach heutigen Anforderungen modernisieren und das Hauptgebäude als Boardinghouse nutzen. Ein im Gegensatz zu vielen Wohnbau-Investorenprojekten nachhaltiges, denkmal- und altbaufreundliches Konzept, das den Gebäudebestand mit einbezieht, anstatt ihn zur Schaffung von Bauland zu überplanen.

Instandsetzung

Die Umsetzung des Nutzungs- und Sanierungskonzeptes für die gesamte Anlage nahm rund zwei Jahre in Anspruch. Die Grundrisseingriffe im Wohnhaus waren insgesamt zurückhaltend, im Erdgeschoss wurde die ursprüngliche Raumaufteilung wieder aufgenommen. Im Obergeschoss stellte man den Wohnungsabschluss zwischen Treppenhaus-Foyer und Flur wieder her, schloss aber auch eine Tür der Enfilade, da das Erkerzimmer und zwei weitere Räume zu einer kleineren Wohnung zusammengefasst wurden. Stärkere Eingriffe gab es im Dachgeschoss, wo unter anderem eine hofseitige Gaupe erneuert, Teile der Flurwand entfernt und der Spitzboden als offene Galerie hergestellt wurden, um die Belichtung und Raumwirkung zu verbessern. Die historische wandfeste Ausstattung – Türen, Fenster, Erkerverkleidung – blieb mit Ausnahme des Dachgeschosses vollständig im Gebäude erhalten. Die neuen Fenster der großen Wohnungen wurden analog zu den erhaltenen von 1894 als dreiflügelige Holzfenster mit „T“-Teilung hergestellt und nach Befund rotbraun lackiert. Der größte Sanierungsaufwand entstand bei der auf das Baujahr 1864 zurückgehenden Dach- und Fachwerkkonstruktion vor allem im nördlichen Teil des Gebäudes. Hier waren über Jahrzehnte entstandene Feuchteschäden im Bereich der 1891 angefügten Veranden und der Treppenhaus-Westwand zu beheben, indem traditionell-zimmerermäßig repariert wurde. Bei den umfangreichen Steinrestaurierungsarbeiten am Torbau musste auf

15 Ulmer Münster während der Bauarbeiten am Hauptturm, Fotografie von Mai 1889 (aus: Münsterblätter, Heft 6/1889).

die aufwendige Wiederherstellung der nicht erhaltungsfähigen Baluster aus Gussstein nach entsprechender Aufzeichnung, Dokumentation und Einlagerung der Teile verzichtet werden. Die neue Balustrade als Flachstahl-Konstruktion ist eine gewollt ablesbare moderne Zutat, stellt aber auch den für die Proportionen der Fassade wichtigen attikaähnlichen Abschluss dar, der je nach Perspektive mehr oder weniger massiv erscheint. Die als Natursteinimitat mit Voluten und Konsolen gestaltete Blechverkleidung unterhalb des Erkers schließlich hatte im Laufe der Jahrzehnte durch den Werkstattverkehr arg gelitten und wurde von einigen Flaschern schon aufgegeben. Sie konnte dennoch erhalten, mit einer neuen Unterkonstruktion versehen, gelötet, laminiert, gesandelt und nach Befund neu beschichtet werden (Abb. 2; 3).

Eine besondere Herausforderung stellte einmal mehr die energetische Sanierung des Kulturdenkmals dar. Das Konzept wurde von einem entsprechend zertifizierten „Energieberater für Baudenkmale und besonders erhaltenswerte Bausubstanz“ erstellt, aber nur in Teilen umgesetzt, da auf den Einbau einer Holz-Pellets-Heizung verzichtet wurde. Die wesentlichen Wärmedämmmaßnahmen konzentrierten sich auf die Hof- und Giebelfassade und das Dach. Obwohl Kulturdenkmale grundsätzlich als Ganzes zu betrachten sind, war in diesem Fall die stark überformte Hoffassade mit den Wintergarten- und Veranda-Anbauten sowie der Eternitverkleidung von untergeordneter Bedeutung für den Denkmalwert. Hier wurde ebenso wie bei der Ostfassade eine Außendämmung angebracht und eine Putzfassade hergestellt. Die stadtprägende Südfassade mit ihrer mosaikartigen Keramikverkleidung nicht zu verändern war schnell konsensfähig, sodass dort eine Innendämmung



zur Ausführung kam. Trotz des durch die Kombination von Unter-, Zwischen- und Aufsparrendämmung verursachten zusätzlichen Dachaufbaus „versinken“ die zierlichen Gaupen nicht in der Dachfläche. Die glasierten Doppelmuldenfalzziegel konnten zu einem guten Teil wieder verwendet werden, während man die fehlenden durch bestandsähnliche neue Ziegel ersetzte.

Fazit

Das Ludwigsburger Wohnhaus in der Leonberger Straße zeigt auf beeindruckende Weise, dass im späten 19. Jahrhundert nicht nur Villenarchitektur, sondern auch die Wohnkultur der Mittelschicht künstlerisch anspruchsvolle Ausstattung hervorbrachte. Die Wandmalereien sind darüber hinaus ein faszinierendes Dokument für die zeitgenössische Rezeption der Vollendung des Kölner Doms und des mit ihm konkurrierenden Ulmer Münsters vor 125 Jahren. Bauherren und Architekten wiederum sollten dadurch ermutigt werden, bei Sanierungen behutsam vorzugehen und die Denkmalpflege beim Auftreten von Befunden rechtzeitig einzubinden. Die denkmalbedingten Mehraufwendungen bei der Instandsetzung wurden mit Mitteln aus der Denkmalförderung des Landes bezuschusst. Das Wohnhaus ist das einzige Kulturdenkmal in der Leonberger Straße, deren Baubestand und Nutzung sehr heterogen sind. Bleibt zu hoffen, dass sich das vorbildlich restaurierte Haupthaus und der zugehörige Kunstmarkt in den Hofgebäuden behaupten und einen städtebaulichen Impuls geben können.

Literatur und Quellen

Holger Krusch/Stefan Mäule: Ludwigsburg, Haus Leonberger Straße 17, Restaurierungsarbeiten im Obergeschossflur/Treppenhaus, Januar–Dezember 2013, unveröffentlichter Bericht, Mai 2014.

Hilke Lorenz: Halle gesucht – Kleinod gefunden, in: Stuttgarter Zeitung vom 04. 02. 2014.

Siegfried Schmid/Alexander Schmid: Chronik des Gebäudes mit Hofanlage Leonberger Straße 17, 71638 Ludwigsburg, unveröffentlichtes Manuskript, Februar 2013.

Denkmaltopographie Baden-Württemberg, Band I.8.1, Stadt Ludwigsburg, Stuttgart 2004.

Alexander Wesle: Prof. W. A. Bauder: Ein Architekt der Kaiserzeit in Freudenstadt, in: Freudenstädter Heimatblätter, Heimatgeschichtliche Beilage zum Schwarzwälder Bote, Bd. XXV, Nr. 6, Juni 1994.

Steingewordene Träume – Vollendung gotischer Kirchtürme im 19. Jahrhundert, Ausstellungskatalog Ulm 1990.

Hubert Krins: Die Freilegung des Ulmer Münsters und ihre Folgen. Zur Geschichte und Gestaltung des Mün-



terplatzes, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 15/2, 1986, S. 49–57.

Münsterblätter, herausgegeben im Auftrag des Münster-Komitees von Friedrich Pressel (u. a.), Heft 1/1878–6/1889, gedruckt in Ulm, danach Erscheinen eingestellt.

Stadtarchiv Ludwigsburg: Güter-, Kauf- und Unterpfandbücher, 4. L 165, Bd. 24 u. Bd. 30; S. 61, Architekt Wilhelm Albert Bauder (Sammlung Dieter Hornig); Adress- und Geschäfts- Handbücher der Stadt Ludwigsburg, 1888 und 1892.

Der Verfasser dankt Dr. Judith Breuer für die Bereitstellung von Materialien zur Kölner Domumgebung und Rita Wagner M.A. vom Kölnischen Stadtmuseum für Hinweise zu historischen Bildvorlagen.

Praktischer Hinweis

Öffnungszeiten Kunstmarkt: Do 12–20, Sa 10–18 Uhr und nach Vereinbarung. Das Wohnhaus kann nur nach Terminabsprache besichtigt werden.

www.hof-kunst.de

Zum 125. Jubiläum der Vollendung des Ulmer Münsterturms: www.ulm125.de

Dr. Karsten Preßler

Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart

16 Kölner Dom in
antizipierter Vollendung,
C. G. A. Hasenpflug,
Öl auf Leinwand, um
1830.



Die Hammerkanalbrücke in Esslingen am Neckar

Die erste Generation von Dreigelenkbogen aus Stampfbeton

Mitten in Esslingen überspannt eine bisher wenig beachtete Brücke den Hammerkanal. Das 1896 erstellte Bauwerk weist einige für die Bauzeit äußerst fortschrittliche Merkmale auf: Die Zurschaustellung des Materials Beton sowie der Konstruktion war bei zeitgenössischen Brücken unüblich. Die Brücke ist als Dreigelenkbogen gebaut, Bleiplatteneinlagen ermöglichen die Rotation des Bogens. Im Vergleich mit der ein Jahr zuvor gebauten Schmiechbrücke in Ehingen, einem eher „klassischen“ Vertreter des Brückenbaus des ausgehenden 19. Jahrhunderts, werden die Besonderheiten der Stampfbetonbrücke über den Hammerkanal vorgestellt und erläutert.

Karen Veihelmann

Geschichte der Hammerkanalbrücke in Esslingen

Die ehemalige Reichsstadt Esslingen am Neckar erlebte im frühen 19. Jahrhundert als eine der ersten Städte in Württemberg, begünstigt durch die geografischen Bedingungen, einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung: Einerseits lag Esslingen an der Schnittstelle zweier Verkehrswege – der bereits in Römerzeiten angelegten späteren Reichsstraße von Speyer nach Ulm sowie der Nord-Süd-Straße, die die Filder mit dem Schurwald und dem Remstal verband –, andererseits bot die Lage am Neckar und seinen Kanälen ideale Vorausset-

1 Die Brücke über den Hammerkanal in Esslingen.



zungen für die industrielle Entwicklung. Der sehr frühe Anschluss an das Eisenbahnnetz im Jahre 1845 sowie zahlreiche Fabrikgründungen, darunter insbesondere die weit über die Grenzen Württembergs hinaus bekannte Maschinenfabrik Esslingen, prägten die Stadt in den Zeiten der Industrialisierung. Neue Flächen, sogar ganze Stadtteile mussten erschlossen werden, um Platz für die neuen Betriebe sowie Wohnraum für deren Arbeitskräfte zu schaffen.

Eine dieser Erweiterungen ist die Oststadt in Esslingen, deren Erschließung in den 1870er Jahren begann. Wenngleich sie auch Betriebe wie zum Beispiel die geplante staatliche Lokomotivwerkstätte beherbergen sollte, so ist sie doch im Wesentlichen durch Wohngebäude geprägt. Während die Bautätigkeit anfangs noch langsam verlief, erfolgte in den 1890er Jahren eine wahre Neubauwelle – die Oststadt wurde zum wichtigsten Neubaugebiet von Esslingen. Die logische Folge dieser rasanten Entwicklung war die Notwendigkeit einer guten Anbindung der neuen Stadtteile untereinander, insbesondere jedoch an den Bahnhof. Eine Brücke über den beide Gebiete trennenden Hammerkanal wurde erforderlich.

Zur Ausführung kamen mehrere Lösungen in Betracht. Überlegungen des Stadtbauamtes dazu sind im Stadtarchiv Esslingen erhalten. Die Konstruktionen in Eisen kamen nicht in Frage, da sie entweder zusätzliche Abstützungen im Kanalbett notwendig gemacht hätten oder durch die Breite der Brücke unnötig wuchtig und damit zu teuer geworden wären. Auch von einem Moniergewölbe, also Eisenbeton, wurde Abstand genommen,



2 Ansicht der Schmiechbrücke in Ehingen mit Quaderimitation sowie Verkleidung der Gewölbewickel.

weil die Erfahrungen mit dieser Bauweise noch nicht ausreichend schienen. Die Wahl fiel schließlich auf eine Massivbrücke, wobei auf Naturstein verzichtet, dagegen einer Betonbrücke der Vorzug gegeben wurde. Neben den technischen Vorteilen sprachen erwartete Kostenersparnisse in der Ausführung, insbesondere aber im Unterhalt der Brücke für den Beton.

Die 1896 gebaute Brücke (Abb. 1) überquert den innerstädtischen Hammerkanal mit einer Spannweite von rund 19 m bei einer Breite von 14 m. Da die Oberkante des Straßenbelages wie auch das freizubleibende Profil für die Floßfahrt festgelegt waren, wurde die Pfeilhöhe auf 1,8 m bestimmt. Damit ist die Esslinger Brücke sehr flach gespannt. Aufgrund der örtlichen Gegebenheiten war es notwendig, die Brücke schief zu bauen, also in einem Winkel von $58,3^\circ$ zwischen Brücken- und Kanalachse.

Das Material Stampfbeton

Während man heute unter Betonbrücken Bauwerke mit Stahleinlagen beziehungsweise vorgespannte Tragwerke versteht, wurde die erste Betonbrückengeneration noch ohne eine solche Bewehrung ausgeführt. Der Baustoff Beton wurde dabei – wie auch heute noch – als fertig gemischtes Gemenge aus einem hydraulischen Bindemittel, Sand und Kies unter Zusatz einer gewissen Wassermenge in eine Schalung eingebracht. Wenn gleich durchaus Ähnlichkeiten zu dem lagenweise aus Mörtel und Bruchstein oder Kies hergestellten Römischen Beton oder dem im Mittelalter und der Frühen Neuzeit verbreiteten Gussmauerwerk als Füllung mehrschaliger Wandkonstruktionen bestehen, so beginnt die Verwendung von Beton im heutigen Sinne um 1800 zunächst im Wasserbau, erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts dann auch im Brückenbau. Durch die Einführung von hochfes-

tem und schnell erhärtendem Portlandzement, in Deutschland ab etwa 1880, wurde der Beton zu einem ernstzunehmenden Konkurrenten des klassischen Bogenbrückenbaus mit Naturstein.

Wird der Beton gegenwärtig in zähflüssigem Zustand verwendet, so wurde beim Stampfbeton wesentlich weniger Wasser zugegeben. Der Beton hatte die ideale Konsistenz, wenn er frisch ausgegrabener Erde entsprach und man mit den Händen Klumpen formen konnte. Um eine gute Verdichtung zu gewährleisten, wurde mit Stampfern so lange auf die Betonoberfläche geschlagen, bis diese quasi keinen Abdruck mehr hinterließen. Dadurch wurden Luftblasen im Material entfernt und die Zuschläge dicht an dicht gepackt. Nur durch diesen Arbeitsvorgang erhielt der Beton die notwendige Festigkeit. Der Beton wurde in dünnen Schichten von 15 bis 25 cm eingebracht, um eine zufriedenstellende Verdichtung zu gewährleisten. Spuren dieser Herstellungsweise, so genannte Stampffugen, kann man an vielen Stampfbetonbrücken bis heute sehen – an den beiden hier vorgestellten Beispielen sind diese jedoch nur zu erahnen.

Ein „klassischer“ Vertreter des Stampfbetonbrückenbaus aus dieser Zeit ist die 1895 erbaute Brücke der Bahnhofstraße über die Schmiech in Ehingen an der Donau. Die Brücke verfügt über eine Stützweite von 18,4 m bei einer Pfeilhöhe von 5 m und wurde auf den Widerlagern der Vorgängerbrücke erbaut. Für diese Zeit sehr typisch ist die architektonische Ausbildung der Ansicht. Zum einen weist der Bogen eine aus Beton gefertigte Quaderimitation auf; diese wird sogar noch über die Laibung des Gewölbes fortgeführt. Zum anderen ahmt die Verkleidung der Zwickel unregelmäßiges Zyklopenmauerwerk nach (Abb. 2). Die ganze Architektur der Brücke zielt also darauf, dem Betrachter den Eindruck einer Natursteinbrücke zu vermitteln.



3 Bleiplattengelenk der Schmiechbrücke mit nachträglichem Verguss.

Gefahr der Rissbildung

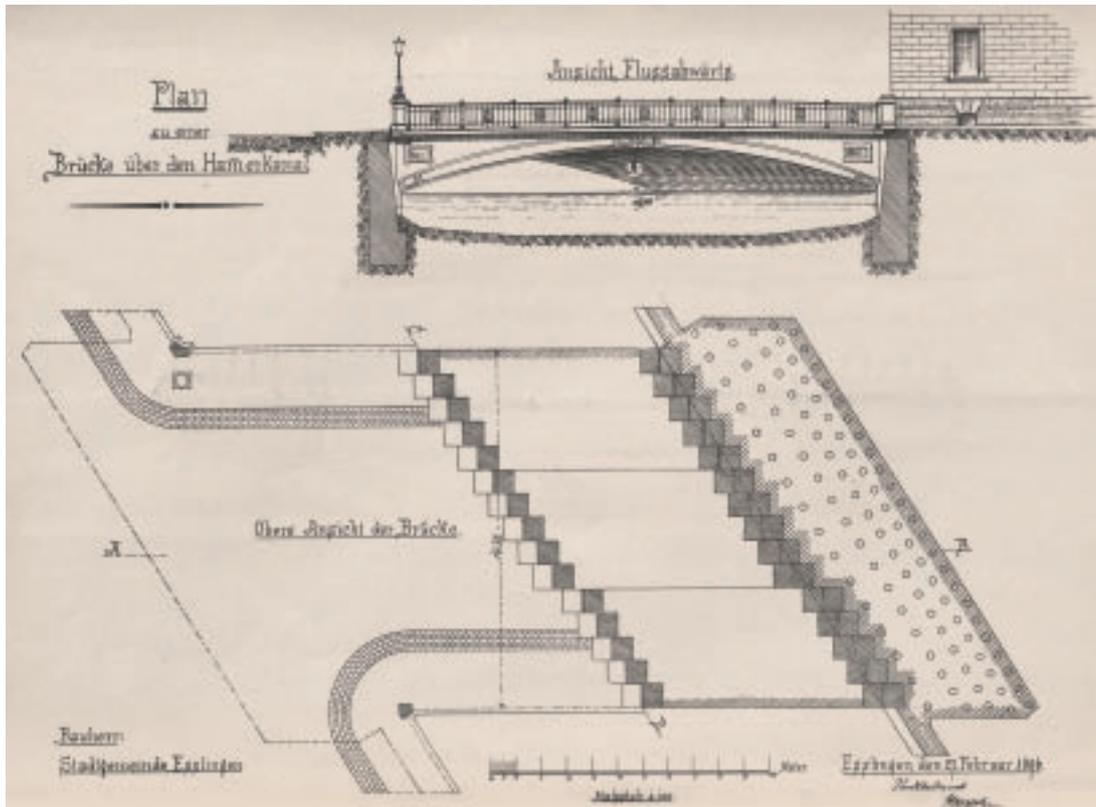
Das Hauptproblem bei Massivbrücken war die Gefahr der Rissbildung. Dabei bedeuten die Risse in den seltensten Fällen eine Gefahr für die Standicherheit. Unerwünscht waren sie dennoch, da sie einerseits den Zutritt des Regenwassers und damit Folgeschäden beispielsweise durch Frost ermöglichen, andererseits optisch störend wirkten. Risse konnten bereits während des Baus auftreten, insbesondere durch Verformungen des Lehrgerüsts sowie beim Ausrüsten: Beim Entfernen des Lehrgerüsts senkt sich der Bogen in seine endgültige Position und steht erstmals unter Druck. Des Weiteren können sich Risse aber auch direkt nach der Fertigstellung sowie während der Nutzungsdauer bilden. Hier sind insbesondere Fundamentsetzun-

4 Scheitelgelenk der Hammerkanalbrücke.

gen, dynamische Lasten und Temperaturveränderungen als Auslöser zu nennen. Gemeinsam haben diese Phänomene, dass sie allesamt den Brückenbogen in minimale Bewegung versetzen. Dabei entstehen Zugspannungen, die der Beton möglicherweise nicht aufnehmen kann. Das Material reagiert auf die Überbeanspruchung mit der Bildung eines Risses. Es war nicht möglich, diese minimalen Bewegungen zu unterdrücken, man konnte lediglich nach Möglichkeiten suchen, sie zu kontrollieren. Brücken wurden deshalb mit Gelenken versehen, das heißt mit definierten Drehpunkten in drei Fugen des Bogens. Dem Bogen wurden damit im Scheitel und in den Kämpfern festgelegte Bewegungsmöglichkeiten gegeben.

Erstmals wurden Gelenke 1880 von Claus Köpcke angewendet, allerdings wurden die ersten Gelenke allesamt nach dem Ausrüsten mit Mörtel ausgegossen. Sie waren also nur für die Bewegungen während des Baus der Brücke gedacht, mit dem Verguss sollten sie außer Kraft gesetzt werden. Der Endzustand sollte den altbewährten Zustand des gelenklosen Bogens aufweisen. Gelenke konnten sowohl aus Stahleinbauteilen wie auch aus Formsteinen bestehen. In der Frühzeit wurden jedoch hauptsächlich Bleiplatten eingesetzt. Ein klassisches und doch außergewöhnliches Beispiel stellt wiederum die Schmiechbrücke dar: Auch diese Brücke verfügt über Bleiplattengelenke (Abb. 3). Diese wurden nachträglich vergossen und so außer Kraft gesetzt. Hier bietet die genannte Brücke allerdings einen Sonderfall: Während nahezu alle temporären Gelenke direkt nach dem Ausrüsten vergossen wurden, wartete man bei der Schmiechbrücke wegen erwarteter Probleme mit Widerlagersetzungen fünf Jahre mit dem Verguss. Dennoch war im Endzustand ein gelenkloser Bogen erwünscht.





Nachdem 15 Jahre ausschließlich temporäre Gelenke eingebaut worden waren, wurden im Jahre 1895 bei der Donaubrücke in Inzigkofen (im Zweiten Weltkrieg zerstört) erstmals permanente Gelenke ohne nachträglichen Verguss geplant und eingebaut, die auch für die Bewegungen aus Temperatur, dynamischen Lasten und Widerlagerstellungen wirksam waren. Bei der genannten Brücke wurden eiserne Zapfgelenke als Rotationspunkte eingebaut.

Die Gelenke der Hammerkanalbrücke

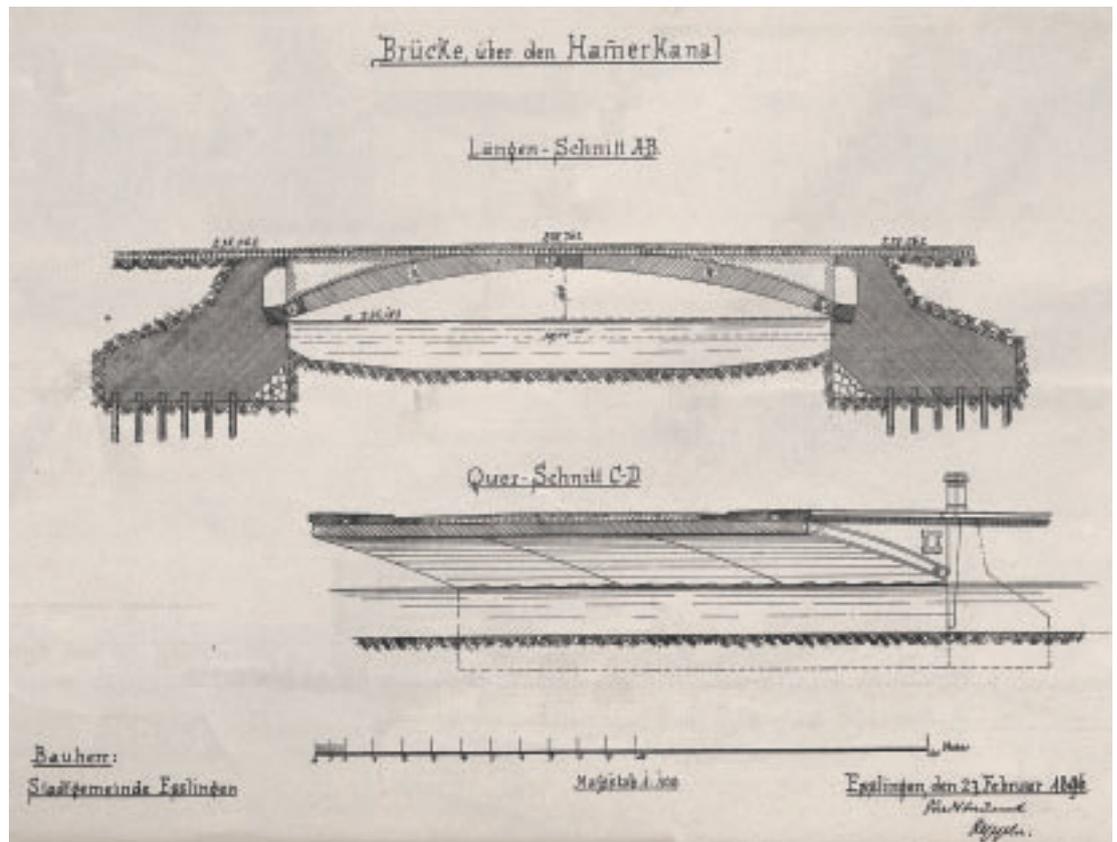
Ein weiteres sehr frühes Beispiel permanenter Gelenke stellt auch die Hammerkanalbrücke in Esslingen dar, in diesem Fall wurden Bleieinlagen verwendet (Abb. 4). Diese Bleiplatten füllen das innere Drittel der Fuge aus. Durch die Nachgiebigkeit des Materials passt sich die Einlage der Rotation des Bogens an.

Bereits im Planungsstatus der Esslinger Brücke ist zu lesen: „Die Anordnung der Gelenke hat den Zweck, die Wärmebewegungen der Brücke unschädlich zu machen.“ (Stadtarchiv Esslingen). Dies ist eine eindeutige Aussage zur Anwendung von permanenten Gelenken, was letztlich auch so ausgeführt wurde. Nach der Fertigstellung beschreibt der für den Entwurf und den Bau der Brücke verantwortliche Stadtbaumeister Keppler die Vorteile: „Die Anordnung der Gelenke ermöglicht die grösste Materialersparnis, da hierbei die Gewölbe rein statisch bestimmt sind und deshalb in den kleinsten Abmessungen hergestellt werden

können. Die gefährlichen Wirkungen der bei der Ausschalung eintretenden Senkungen und die Einflüsse der wechselnden Belastungen und Temperaturen werden gleichzeitig vermieden.“ (Keppler, S. 448).

Der Einsatz der Gelenke wurde durch die Schiefeit der Brücke erschwert (Abb. 5). Zur Bauzeit der Hammerkanalbrücke lagen nur vereinzelt Erfahrungen zu Gelenken in schiefen Brücken vor. Dort wurden die Gelenke staffelförmig dem Verlauf der Kämpferlinie angepasst, weshalb diese Ausführungsart auch für die Hammerkanalbrücke gewählt wurde. Dadurch ergaben sich aber mehrere Drehachsen der Brücke und somit wiederum Nebenspannungen im Brückengewölbe. Dieses Problem war dem Stadtbaumeister Keppler bereits bewusst: „Infolge ungleich wirkender Hebelarme bei der staffelförmigen Anordnung werden allerdings auch innere Spannungen im Brückengewölbe auftreten, dieselben können aber bei den vorliegenden kleinen Abmessungen außer Acht gelassen werden.“ (Stadtarchiv Esslingen). Keppler stufte diese Nebenspannungen also als vernachlässigbar ein. Gründe dafür waren neben der mäßigen Spannweite der Brücke auch die Bauart der Gelenke, denn den Bleiplatten wurde eine höhere Anpassungsfähigkeit als anderen Gelenkart bescheinigt. Des Weiteren teilte Keppler die Brücke in Längsrichtung in vier isolierte Streifen auf (Abb. 6). Durch die nunmehr geringe Breite der einzelnen Streifen seien die Nebenspannungen somit auf ein Mindestmaß reduziert und durch die Bleiplatten völlig unschädlich gemacht.

6 Längs- und Querschnitt
(im Querschnitt ist die
Aufteilung in drei Streifen
erkennbar, ausgeführt
wurden vier Streifen).



In der Konstruktion sichtbare Lastabtragung

Außergewöhnlich ist die Hammerkanalbrücke auch wegen der zu ihrer Zeit sehr fortschrittlichen architektonischen Ausbildung. Während viele Brücken Ende des 19. Jahrhunderts noch Ausführungen aus Naturstein imitierten (vgl. Beispiel Schmiechbrücke, Abb. 2), war es wiederum die Donaubrücke bei Inzigkofen, die 1895 erstmals bewusst die Konstruktion gezeigt hatte. Wurden bei anderen Brücken die Konstruktionsteile ausdrücklich verdeckt, so waren bei der Inzigkofener Brücke sowohl die Gelenke als auch die für Dreigelenkbogen typische Bogenform sichtbar. Die Bogenform einer klassischen Bogenbrücke ohne Gelenke nimmt an Dicke vom Scheitel gegen die Kämpfer fortlaufend zu. Diese Ansicht zeigt die Schmiechbrücke in Ehingen (Abb. 2): Sie verfügt über die typische Verbreiterung vom Scheitel in Richtung der Kämpfer von 50 auf 70 cm.

Beim Dreigelenkbogen hingegen weist der Bogen in den Schenkeln eine deutliche Verdickung auf, während die Stärke gegen Scheitel und Kämpfer abnimmt. Diese Bogenform war zur Bauzeit der Hammerkanalbrücke noch ungewohnt. Viele empfanden deshalb die Ansicht einer solchen Bogenform als optisch störend. Dennoch wählte Keppler für seine Brücke sowohl sichtbare Gelenke als auch die offensichtliche Bogenverdickung (s. Abb. 1; 4; 5): „Im Uebrigen war der Verfasser bestrebt, speziell Form und Aussehen der Betonbrücke mit

Gelenken möglichst zur Anschauung zu bringen, daher sowohl die Bleifugengelenke als auch die charakteristische Verdickung des Betongewölbes in der Bruchfuge an den Stirnen sichtbar gelassen wurde.“ (Keppler, S. 458). Auch auf die Quaderimitation, wie sie bei den meisten Brücken dieser Zeit üblich war, verzichtete Keppler. An den Stirnflächen wurde eine 5 bis 10 cm dicke Schicht besonders feinen Betons verwendet. Durch die wulstartige Profilierung des Bogens wurden die Konstruktion sowie das Baumaterial Beton sogar noch betont. Die ursprüngliche Farbgestaltung der Brücke ist heute nur noch ansatzweise zu erkennen: „Die Zwickel sind mit bläulicher und die Wulste mit gelblicher Amphibolin-Farbe bemalt, was im Verein mit dem feurigen Roth der Buntsandsteinquader, Gesimsplatten und Postamente und dem dunkeln und goldbronce Anstrich der schmiedeisernen Geländer eine gute Farbenwirkung erzielt.“ (Keppler, S. 458).

Die Hammerkanalbrücke – ein herausragendes Denkmal des Ingenieurwesens

Sowohl in der Konstruktion als auch in der architektonischen Ausbildung war die Hammerkanalbrücke ihrer Zeit einen Schritt voraus. Im Vergleich zur Inzigkofener Brücke zeigt die Hammerkanalbrücke ebenso alle wesentlichen Innovationen: das Material Beton, die Gelenke und die für Dreigelenkbogen charakteristische Bogenverdickung. Wenn man allerdings zusätzlich die innerstädtische Lage

der Esslinger Brücke bedenkt – die Inzigkofener Brücke lag weit außerhalb der Stadt –, war Keplers Bauwerk geradezu revolutionär. Zudem stellt es aufgrund der vielfältigen Verluste aus dem Zweiten Weltkrieg sowie der bis heute in Bezug auf diesen Brückentyp andauernden Abrisswelle das älteste noch erhaltene Beispiel dieser Entwicklung dar. Noch dazu befindet sich die Hammerkanalbrücke, im Gegensatz zu manch anderer erhaltenen Brücke, in einem weitgehend ursprünglichen Zustand.

Die Wichtigkeit der Hammerkanalbrücke schon zur Bauzeit kann man aus der Beschreibung der Brückeneinweihung ersehen: An den Feierlichkeiten nahmen zwei der wichtigsten deutschen Brückenbauer dieser Zeit teil, auch der Erbauer der mehrfach erwähnten Donaubrücke bei Inzigkofen, Landesbaurat Leibbrand aus Sigmaringen. Kepler sah dies als Bestätigung, dass die Brücke nicht nur für die bauliche Weiterentwicklung von Esslingen Bedeutung habe, sondern dass „auch die Brückenbaukonstruktion selbst wegen ihrer leichten, gefälligen Formen, die diese verdienstliche Neuerung aufweist, gebührende Anerkennung fand.“ (Kepler, S. 459). Im Rahmen der Forschungsarbeit der Verfasserin wurde der hohe historische Wert dieser Brücke herausgearbeitet und diese nun als technisches Kulturdenkmal in das Denkmalverzeichnis der Stadt Esslingen aufgenommen.

Literatur

Andrea Steudle et al.: Stadt Esslingen am Neckar, Ostfildern 2009. (Denkmaltopographie Bundesrepublik

Deutschland; Kulturdenkmale in Baden-Württemberg; I. Regierungsbezirk Stuttgart. Bd. I.2.1).

Stadtarchiv Esslingen: Die Hammerkanalbrücke in Esslingen. Signatur Tiefbauamt 52.

Staatsarchiv Ludwigsburg: Bau einer Betonbrücke über den Hammerkanal (Neckarfloßstraße) in Esslingen im Zug der verlängerten Neckarstraße durch die Stadtgemeinde Esslingen. Signatur E 166 Bü 1612. (die Veröffentlichungs- und Vervielfältigungsrechte für die Abbildungen 5 und 6 verbleiben beim Staatsarchiv Ludwigsburg).

Kepler: Betonbrücke mit Bleigelenken über den Hammerkanal in Esslingen a.N., in: Süddeutsche Bauzeitung, Jg. 6 u. 7 (1896: Nr. 51, S. 447–451; Nr. 52, S. 456–459; 1897: Nr. 1, S. 7).

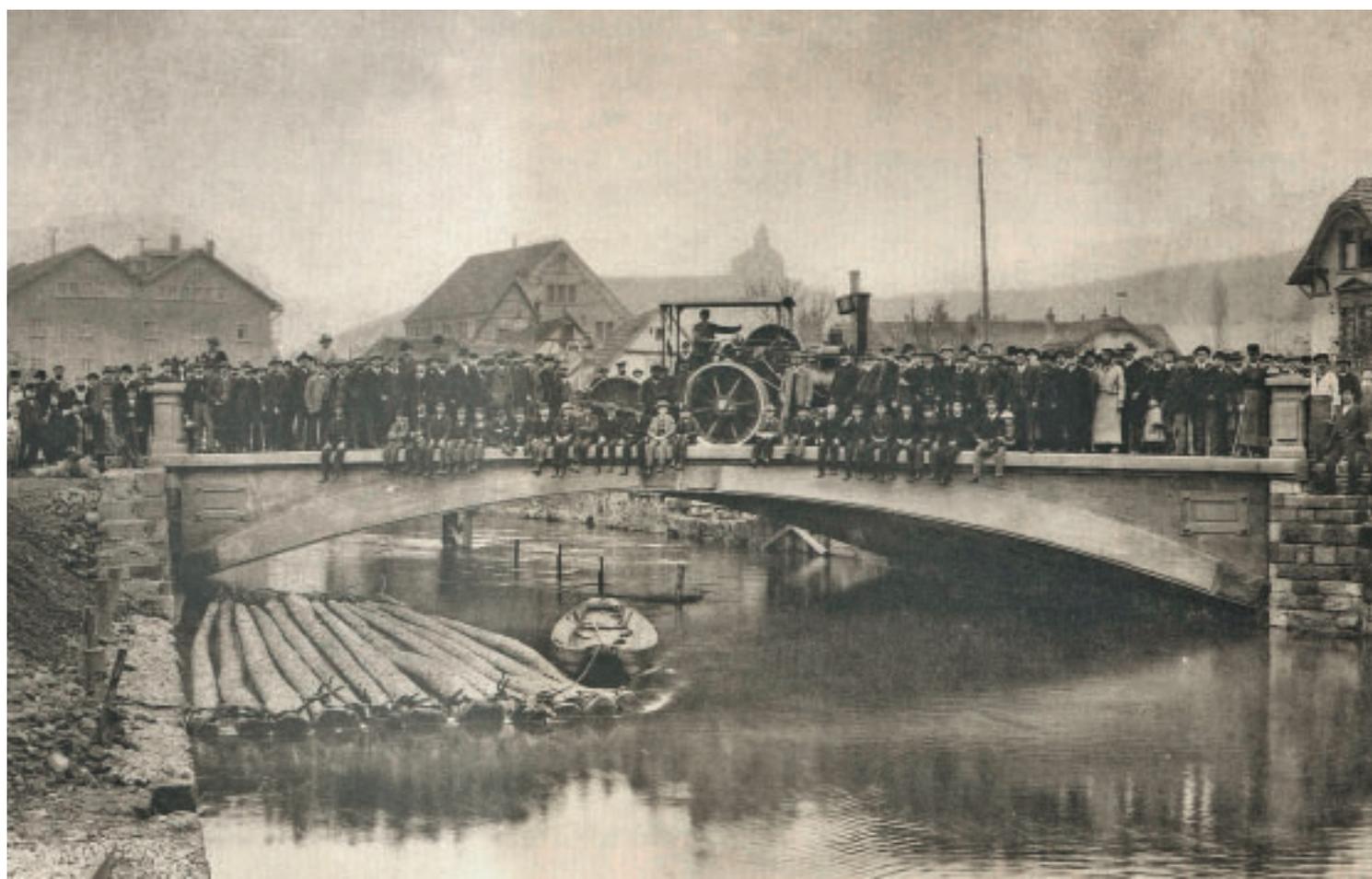
Staatsarchiv Ludwigsburg: Staatsbeitrag an die Stadtgemeinde Ehingen zum Umbau der Schmiechbrücke in der Bahnhofstraße zu Ehingen. Signatur E 166 Bü 4298. N. N.: Erinnerung an Ehingen a.d. Donau. Cementbrücken mit Bogengelenken in Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart, Strecker & Moser 1899.

Praktischer Hinweis

Die Brücke führt die Neckarstraße über den Hammerkanal und ist frei zugänglich.

*Dipl.-Ing. Karen Veihelmann M.A.
Universität der Bundeswehr München
Fakultät für Bauingenieurwesen und
Umweltwissenschaften
Werner-Heisenberg-Weg 39
85577 Neubiberg*

*7 Probelastung
der Brücke, 7. November
1896.*





Nebeneinander in Kloster Bronnbach: die Bildnisse eines Werkmeisters und einer Frau Versuch einer Deutung und Einordnung in die mittelalterliche Bildnisskulptur

Der folgende Beitrag widmet sich den mittelalterlichen Bildnissen eines Werkmeisters und einer Frau, vielleicht seiner Ehefrau, im Kloster Bronnbach, die erst kürzlich wiederentdeckt worden sind. Weil sie sich in einem seit Jahrzehnten nicht genutzten Raum befinden und zudem durch zahlreiche Anstriche an Anschaulichkeit verloren haben, wurden sie übersehen und folglich bislang in keiner der zahlreichen Publikationen über das Kloster erwähnt. Auch werden im Folgenden weitere mittelalterliche Werkmeisterbildnisse, vorrangig im Taubertal, vorgestellt und im Vergleich charakterisiert. Ferner wird versucht, die Bedeutung des Frauenbildes neben dem Werkmeister wiederum durch Vergleich zu erschließen.

Judith Breuer

Ein Werkmeisterbildnis im Kloster Bronnbach

Vor etwa einem Jahr, bei einer Begehung des ehemaligen Klosters Bronnbach (bei Wertheim, Abb. 1; 2) fiel der Autorin im oberen Raum des Brunnenhauses am Anfang einer Gewölberippe ein figürliches Relief auf. Durch Tünchen schwerlich erkennbar, entpuppte sich das etwa 23 cm hohe und 18 cm breite Bild bei genauerem Hinsehen als die Darstellung eines Menschen in Halb-

figur mit schulterlangem gelocktem Haar, der in seiner rechten Hand ein Winkelmaß, in seiner linken einen Zirkel hält (Abb. 3; 4).

Die Werkzeuge weisen die Darstellung zweifelsfrei als die eines Werkmeisters aus. Wie im Mittelalter, so ist auch im folgenden Beitrag „Werkmeister“ nicht mit „Baumeister“ gleichgesetzt. Anders als heute unterschied man damals deren Namen und Tätigkeiten. Der Werkmeister oder „magister operis“ entwarf den Bau und betreute die Ausführung des Bauwerks, während der Baumeister oder „magister fabricae“ als Bauverwalter und Kassenwart fungierte.

Das gotische Brunnenhaus des ehemaligen Zisterzienserklosters Bronnbach steht vor der Südseite des Kreuzgangs und hat einen dreiseitig gebrochenen Abschluss. Sein Erdgeschoss wurde laut Bauinschrift an der Ostfassade 1411 erbaut. Der darüber befindliche Raum ist etwa 100 Jahre später unter Abt Johann VI. von Boffsheim, ebenfalls mit sandsteinernen Umfassungsmauern und mit Ziegelsteingewölbe aufgesetzt worden. Ein bauzeitliches Reliefband unterhalb einer Gewölberippe trägt die Jahreszahl 1520, die sicherlich dem Entstehungsjahr der Aufstockung entspricht.

Am Beginn von insgesamt drei Rippen des Gewölbes finden sich figürliche und gegenständliche Darstellungen, neben dem Band mit der Jahreszahl und dem Bildnis des Werkmeisters noch eine weibliche Darstellung (Abb. 5; 6) und im Gewölbescheitel ein Totenkopf. Diese Reliefs sind – wie Sondagen in jüngster Zeit erbrachten – wie die meisten



1 Brunnenhaus im Kreuzgang von Kloster Bronnbach, erbaut 1411 mit Aufstockung von 1520, Zustand 2014.



Werksteingliederungen im Kloster aus regionalem rotem Sandstein gearbeitet. Im Bildnis mit Winkelmaß und Zirkel stellt sich der hier tätige Meister nicht nur als Steinmetz, sondern durch seine Werkzeuge auch als in der Geometrie kundiger Fachmann dar. Überraschend ist, dass im Klausurbereich ein weltlicher Meister, also offensichtlich kein Mitglied des Ordens tätig war, der sich zudem mit seiner modischen Haartracht auch noch an prägnanter Stelle, direkt neben dem Scheitelfenster darstellen durfte. Eine Besonderheit ist zudem, dass er sich ohne die für Steinmetze und Werkmeister typische Lederkappe abbildet. Allein die Werkzeuge kennzeichnen ihn als in Bau und Planung erfahrenen Meister.

Eine restauratorische Voruntersuchung des Gewölberaums, die im Sommer 2014 zur Bestandsermittlung im Vorgriff auf eine Konservierung und Restaurierung der Obergeschossräume der ehemaligen Abtei vom Landesamt für Denkmalpflege beauftragt wurde, erbrachte noch weitere überraschende Ergebnisse. Die Werkmeisterbüste, die im Bereich einer Schadensstelle untersucht wurde,

weist mehrere Fassungen auf. Eine der frühen Fassungen der kleinen Darstellung besteht in einem monochromen hellrötlichen Farbton, auf den in Schwarz ein elegant gewirbelter Oberlippenbart aufgemalt ist, wie er bis in das 17. Jahrhundert Mode war. Darauf folgen dann eine rosafarbene, dann eine Blau-Gold-Fassung aus dem 19. Jahrhundert, auf die dann verschiedene Weißtünchen aufgebracht sind. In ihrer Gesamtstärke haben die Anstriche die Lesbarkeit des Bildnisreliefs so sehr verschlechtert, dass es Jahrzehnte nicht mehr beachtet wurde.

Hochmittelalterliche Werkmeisterbildnisse

Werkmeisterbildnisse an wichtigen kirchlichen und herrschaftlichen Bauten sind seit Mitte des 12. Jahrhunderts bekannt. Ihre Fülle und Ikonografie hat Kunsthistoriker Kurt Gerstenberg in seiner Publikation „Die deutschen Baumeisterbildnisse des Mittelalters“ von 1966 in Text und zahlreichen Abbildungen bis heute unübertroffen kenntnisreich vorgestellt.

Ob die im Inneren des Palassaals der Gamburg bei Werbach im Taubertal 2003 entdeckte und freigelegte gnomenhafte Konsolträgerskulptur, die nach Bauzusammenhang aus dem späten 12. Jahrhundert stammt, einen Werkmeister darstellt, ist nicht eindeutig erkennbar (Abb. 7). Der aus regionalem Rotsandstein geschlagene hockend Dargestellte trägt mit Kopf und Armen einen Konsolstein. Das Haar des Bartlosen ist sorgfältig gescheitelt, ein kurzer Pony schmückt seine Stirn. Attribute, die ihn näher kennzeichnen, fehlen.

Bei vielen vergleichbaren hochmittelalterlichen Atlantendarstellungen bleibt ebenfalls mangels At-

2 Das Obergeschoss des Brunnenhauses von Kloster Bronnbach zu Beginn der restauratorischen Sondage 2014.



3 Werkmeisterrelief im Obergeschoss des Bronnbacher Brunnenhauses von 1520, Zustand 2013.

4 Werkmeisterrelief im Bronnbacher Brunnenhaus von 1520 mit restauratorischer Sondage, die u.a. den aufgemalten Oberlippenbart zeigt, Zustand 2014.

5 Reliefbildnis eines Frauenkopfs über wurzelartigem Unterbau im Brunnenhaus von Kloster Bronnbach, Zustand 2014 mit restauratorischer Sondage.



6 Frauenkopf, mutmaßlich der Ehefrau des Werkmeisters, im Brunnenhaus von Kloster Bronnbach, Zustand 2014 mit restauratorischer Sondage.



tribut unklar, wer dargestellt ist. Gerstenberg neigt dazu, in Skulpturen von Männern, die individuelle Züge aufweisen und als Träger eines Bauteils dargestellt sind, Werkmeisterbildnisse zu sehen. Eine frappierende Ähnlichkeit mit der Gamburger Darstellung hat eine von Gerstenberg in genannter Publikation vorgestellte Konsolträgerdarstellung im Dom zu Bremen aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Die Haartracht ähnelt der des Gamburger Atlanten, dabei stemmt sich die Bremer Traggestalt auf einen Pfeiler und trägt einen der darüber aufgehenden Dienste einer Säule. Diese Darstellung, die eine von mehreren Konsolträgerbildern im Dom ist, zählt Gerstenberg zu den Steinmetzmeisterbildnissen. Nach Rekonstruktion der Bemalung von 1900 – infolge Kriegsschaden ab 1976 – ist dieser Konsolträger zu einer Gewandfigur ergänzt und damit heute als Steinmetz oder Werkmeister nicht mehr zu erkennen (Abb. 8). Anders verhält es sich mit dem Gamburger Konsolträger, den Gerstenberg, hätte er ihn gekannt, zu den Werk- oder Steinmetzmeisterdarstellungen gezählt haben dürfte.

Die Kappe als vorrangiges Attribut der Werkmeister

Zweifelsfrei kennzeichnen neben einer inschriftlichen Zuweisung bestimmte Attribute die Darstellung eines Mannes als die eines Werkmeisters. Zu den häufigen Kennzeichen in entsprechenden Bildnissen aus dem Mittelalter gehört die Lederkappe des Steinmetzen, die das Haupthaar des Handwerkers vor Baustaub schützte. Denn die Werkmeister des Mittelalters kamen aus dem Steinmetzhandwerk.

Eine der ersten Darstellungen eines solchermaßen gekennzeichneten Werkmeisters befindet sich am Münster zu Basel und stammt aus der Zeit um 1150. Das Relief zeigt in Zweisamkeit Werk- und wohl auch Baumeister, den Werkmeister dabei mit Kappe und ehemals einem mittlerweile abgebrochenen Gegenstand in der Hand.

In der Entwicklungsgeschichte der Werkmeisterbildnisse erwähnenswert ist auch die Konsolbüste am Freiburger Münsterturm, weil sie für das Hochmittelalter charakteristisch und dabei bildhauerisch besonders qualitativ ist. Es handelt sich um das Bildnis eines Werkmeisters, aufgrund des baulichen Zusammenhangs sicherlich des Erbauers der oberen Turmgeschosse, Erwin von Steinbach, aus der Zeit um 1300 (Abb. 10). Zur besseren Wirkung in Weitsicht hat sich der Meister breitschädelig und mit prägnant geschnittenen Gesichtszügen dargestellt, dabei wie für die damalige Zeit üblich, mit dem Lederbaret des Steinmetzen.

Auch der mutmaßliche Meister Heinrich Parler stellt sich um 1350 im Heiligkreuzmünster zu Schwäbisch Gmünd mit Baret dar (Abb. 9). Zudem wirkt die ganzfigurige Gestalt, indem sie in bückend tragender Haltung unter einer Konsole angebracht ist, als ein tragendes Element im Bauwerk. Gerstenberg würdigte die gekonnt tiefenräumlich angelegte Darstellung als „das erste realistisch lebendige Bildnis eines Werkmeisters in ganzer Figur“.

Weitere Attribute der Werkmeister

Werkmeisterbildnisse an mittelalterlichen Bauwerken sind aber auch noch durch andere Attribute als solche zu erkennen. Diese sind: das Modell des Baus, Planrolle, Steinmetzhammer und andere Steinmetzwerkzeuge wie Klöpfel, Meißel und Schlegel, ferner Zirkel, Zoll- alias Maßstock, Richtscheit und Winkelmaß.

Auch für die Kennzeichnung des Dargestellten durch Meisterschild mit Steinmetzzeichen gibt es Bildzeugnisse. Diese Attribute wurden – auch kombiniert mit anderen – der Darstellung eines Werkmeisters zugefügt. Ein Beispiel hierfür ist das Reliefbild aus der Zeit zwischen 1460 und 1475 in einem der Schlusssteine im Chor der evangelischen, ehemals dem heiligen Michael geweihten Stiftskirche in Pforzheim. Lederkappe und Steinmetzzeichen nebst Zirkel und zweier Hämmer wei-



sen den mit langem lockigem Haar dargestellten Mann als Werkmeister aus (Abb. 11). Das Steinmetzzeichen auf dem Schild, den der Dargestellte vor sich hält, gehört dem hier abgebildeten Meister, nämlich Hans Spryß von Zaberfeld.

Diese Meisterzeichen waren schon damals mehr als nur die dem Steinmetz zuzuordnende Kennzeichnung des Werkstücks. Sie kamen einer Künstlersignatur gleich. Daher verwundert es nicht, dass damals, laut Gerstenberg ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, am Werksteinbau auch Reliefs, eingeschlagen oder erhaben ausgearbeitet, aufkommen, auf denen die Werkmeister sich allein durch ihr Steinmetzzeichen verewigt haben.

Werkmeister Hans am Schloss in Tauberbischofsheim

Eine der Bronnbacher zeitlich, bildlich wie örtlich nahe kommende Werkmeisterdarstellung findet sich in Tauberbischofsheim, und zwar an der Fassade des dortigen ehemaligen Schlosses, das vom Erzbistum Mainz als Sitz des Amtmanns Ende des 13. Jahrhunderts erbaut worden ist. Es handelt sich um ein Sandsteinrelief an der Konsole des im Spät-



7 Konsolträgerskulptur eines mutmaßlichen Werkmeisters im ehemaligen Palassaal der Gamburg, spätes 12. Jahrhundert.

8 Konsolträgerskulptur eines mutmaßlichen Steinmetzmeisters im Dom zu Bremen, Mitte 12. Jahrhundert mit entsprechend dem Zustand von 1900 rekonstruierter Bemalung.

mittelalter zugefügten Kapellenerkers, der durch eine noch 1908 zum großen Teil lesbare Aufschrift in das Jahr 1490 datiert wird. Dargestellt als Relief in Ganzfigur ist ein junger Mann mit angewinkelten Beinen und Armen, bekleidet – wie damals üblich – mit Wams und Beinlingen, dazu Gürtel mit Dolch. Auf dem Kopf trägt er die Kappe des Steinmetzen (Abb. 12–14). Sein Hemd zeigt im Brustbereich eingemeißelt und ausgemalt die Majuskeln HNAS, die – bei Drehung zweier Buchstaben – für den Namen „Hans“ stehen dürften. Es handelt sich sicherlich um ein Selbstporträt des jugendlichen für den Erkerbau zuständigen Werkmeisters. Adolf von Oechelhaeuser zufolge zeigte die Figur 1898 noch zahlreiche Farbspuren. Auf der Schwarzweiß-Abbildung in der Publikation von Gerstenberg aus dem Jahr 1966 lässt sich keine Bemalung erkennen, dafür aber sind die Buchstaben auf dem Hemd des Werkmeisters gut lesbar (Abb. 13). Seit mehr als 20 Jahren trägt die kleine Skulptur wieder eine Bemalung, die vom Mitarbeiter einer ortsansässigen Malerfirma aufgebracht wurde und in der Farbgebung allerdings äußerst fragwürdig ist (Abb. 14).

Die Darstellungen des Meisters Hans und des unbekanntens ebenfalls bürgerlichen Werkmeisters in Bronnbach zeugen beide vom Selbstbewusstsein der bürgerlichen Meister im Spätmittelalter, zugleich von deren Bedürfnis, sich auch durch ihre Haartracht beziehungsweise durch ihre Kleidung als auf der Höhe der Zeit darzustellen.

Das Frauenbild neben dem Werkmeister in Kloster Bronnbach

Werkmeisterbildnisse an oder in Kirchenbauten des Hoch- bis Spätmittelalters haben nicht selten als Gegenüber die Darstellung eines Baumeisters alias Bauverwalters. Auch die Darstellung des Werkmeisters im Obergeschoss des Brunnenhauses von Kloster Bronnbach hat ein Gegenüber in Gestalt eines Menschen, der allerdings bis vor Kur-

9 Meister Heinrich Parler (?) im Heiligkreuzmünster Schwäbisch Gmünd, um 1350, Zustand 1950.

10 Konsolbüste des Werkmeisters vom Hauptturm des Freiburger Münsters, um 1300, heute Augustinermuseum Freiburg.





11 *Werkmeister Hans Spryß von Zaberfeld im Chor der ehemaligen Schlosskirche zu Pforzheim, Foto um 1945.*

zem nur vage zu erahnen war. Aus einem wurzelartigen Gebilde ragt ein Köpfchen hervor. Erst dank der jüngst vorgenommenen Untersuchung durch einen Restaurator gab sich das Köpfchen als das einer Frau zu erkennen. Es gehört einer Bürgersfrau, auszumachen an ihrer Haube, unter der halblange glatte Haare hervorschauen (Abb. 5; 6). Diese Darstellung im Bereich eines Klosters erscheint zuerst einmal rätselhaft.

Bei der Entschlüsselung der Bedeutung dieser Paardarstellung hat wiederum die Publikation von Gerstenberg weitergeholfen. Es liegt – Gerstenberg folgend – nahe, dass es sich bei einem weiblichen Bildnis neben dem eines Werkmeisters um das Porträt seiner Ehefrau handelt. Derartige Doppelbildnisse finden sich vereinzelt in der Bauskulptur des ausgehenden Mittelalters. Gerstenberg schreibt diese neue Bildidee der Werkmeister- und Bildhauerfamilie Parler zu, deren Mitglied Peter Parler im Veitsdom zu Prag, und zwar im Bereich des Triforiums, 1374 bis 1385 porträthaft Mitglieder der Herrscherfamilie einschließlich der kaiserlichen Frauen dargestellt hat. Gerstenberg vermutet, dass die Darstellungen in Prag die Parler'schen Werkmeister ermutigt hätten, in repräsentativen Bauten nun auch ihre Frauen neben sich abzubilden. Beispiel für ein solch seltenes Doppelbildnis vom Meister und seiner Frau ist die einem Parler zugeschriebene Darstellung an einem Chorstrebebäufer am Freiburger Münster aus den 1390er Jahren (Abb. 15). Weitere Meister taten es den Parlern nach. Entsprechende Darstellungen finden sich an der Pfarrkirche Unserer Lieben Frau am Kaulberg zu Bamberg, hier unter Konsolen eines Bogenfrieses an der Nordfassade, die ebenfalls aus den

1390er Jahren stammen. Erwähnenswert ist ein weiteres Beispiel in der 1411 vollendeten Sakristei der vormaligen St. Johannis-, heute evangelischen Pfarrkirche in Schweinfurt, wo die Bildnisse – wie in Bronnbach – jeweils unter einer Diagonalrippe des Gewölbes sitzen. Bei allen Darstellungen findet sich – der gesellschaftlichen Stellung entsprechend – links der Meister und rechts seine Ehefrau. Die Bilder vom Meister und seiner Frau an hervorragenden Bauten zeugen vom Selbst- und Standesbewusstsein der Werkmeister im Spätmittelalter. Das besondere Ansehen, an dem auch ihre Ehefrauen teil hatten, schlug sich also nicht nur in den Verfassungen der überregionalen Steinmetzbruderschaft und der örtlichen Zunft nieder. Demnach hatte die Werkmeistersfrau nach dem Tode ihres Mannes das Recht, den Betrieb eine Zeit lang eigenständig weiterzuführen; auch konnte sie durch Heirat eines Gesellen ihrer Zunft dessen Ernennung zum Meister befördern.

Eine Besonderheit an den Bronnbacher Porträts ist, dass diese an einer prominenten Stelle im Klosterbereich und in Augenhöhe angebracht worden sind. Des Weiteren ungewöhnlich ist die Frauenkopfdarstellung in Bronnbach, weil sie – wenn die Verwerfungen unter der dicken Kalktünche richtig gesehen sind – einen wurzelartigen Unterbau aufweist. Damit erhält sie eine weitere Bedeutung mythologisch-theologischer Art. Versteht man die Wurzel als Sinnbild der Wurzel Jesse, so erscheint der Frauenkopf wie erwachsen aus der Familie des Königs David, aus der das alttestamentarische Buch des Jesaja den Messias erwartete. Die Wurzel-darstellung gibt dem Frauenbild die übertragene Bedeutung einer Maria, der Mutter Christi. Dadurch wohl machte der Bildhauer beziehungsweise Werkmeister die Darstellung seiner Frau tauglich für das Zisterzienserkloster Bronnbach, dessen Kirche Maria geweiht war und ist.

So ungewöhnlich die Darstellung eines aus einer Wurzel hervorsprossenden Frauenkopfes auf den ersten Blick scheint, so verständlich wird sie beim Vergleich mit ähnlich vegetabil-menschlichen Bildschöpfungen im Werk der Parler in Köln und Ulm. Wohl aus den 1390er Jahren und aus der Stiftskirche St. Maria ad gradus östlich des Doms in Köln stammend, die 1816/17 im Zuge der Domfreilegung abgebrochen wurde, ist die Konsolbüste einer Frau museal überliefert, die das Parlerwappen auf der Brust und über ihrem langen lockigen Haar üppiges Laubwerk trägt. Das Laub ähnelt Beifuß, der im Mittelalter als wichtige Heilpflanze, auch als marianische Pflanze galt. Es dürfte eine Darstellung der Urmutter Eva mit porträthaften Zügen wohl der Frau des Meisters Parler sein, über der sich wahrscheinlich ursprünglich eine Marienstatue befand. Aus etwa der gleichen Zeit stammen die konsolartigen Frauenköpfe an Pfeilern im Langhaus des



12 *Kapellenerker am Schloss Tauberbischofsheim mit dem Werkmeisterrelief rechts unten, Zustand 1908.*



13 *Werkmeister Hans am Schloss zu Tauberbischofsheim, 1490; Zustand 1966.*

14 *Werkmeister Hans am Schloss zu Tauberbischofsheim in heutiger Bemalung.*

Münsters zu Ulm. Auch ihre Häupter gehen – allerdings ohne die Darstellung eigenen Haars – in üppiges Laubwerk über, das als Träger der darüber angebrachten Heiligen- und Herrscherkulptur dient. Auch hier dürften die Bildnisse die Urmütter des Christentums, Eva und Maria, meinen.

Mutmaßliche Funktion des oberen Brunnenhausraums im Kloster Bronnbach

Die gute fast allseitige Belichtung des oberen Gewölberaums im Brunnenhaus legt nahe, dass das Obergeschoss des Brunnenhauses zum Zeichnen, Schreiben oder Lesen bestimmt war. Archivalisch belegt ist für den Bereich, in dem sich der Raum befindet, dass dort die Bibliothek des Klosters – bis zur Auslagerung in das Spital im Jahre 1705 – untergebracht war.

Die Darstellung eines Werkmeisters und einer (seiner) Frau lässt vermuten, dass der Raum während der von Abt Johann von Boffsheim ab 1517 beauftragten Umbauarbeiten am Südflügel zwar nicht als Werkstatt, so doch von den Werkleuten einige Jahre genutzt wurde, vielleicht als Reißboden zum Aufzeichnen von Maßwerken und kleineren Werkstücken. Dafür spricht, dass der Raum, wenn die damalige Erschließung der Abtei nicht grundsätzlich von der heutigen unterschieden war, unabhängig von den Klausurräumen zu erreichen war. Nach der Vollendung der Bauarbeiten dürfte das Obergeschoss des Brunnenhauses seiner eigentlichen Bestimmung übergeben und der Bibliothek als Lese- oder Schreibräum zugeschlagen worden sein. Nach Auslagerung der Bibliothek 1705 und nach Umbau des südlich anschließenden Refektoriumbaus unter Schaffung von Bernhards- und Josephssaals ab 1722 wurden die Gewölberäume dann einer ganz anderen, bislang noch nicht näher bekannten Nutzung zugeführt (Abb. 16; 17).

Die Werkmeister verschwinden, ihre Bildnisse bleiben

Im Verlaufe des Mittelalters verewigen sich die Werkmeister immer häufiger selbstbildnishaft an ihren Bauwerken. In diesen Porträts manifestieren sich die allmähliche Abkehr vom Prinzip des solidar-gemeinschaftlichen Bauens und die Hinwendung zum Bauen durch selbstbewusste Individuen. Dies zeigt sich auch im Wandel der Organisation von Steinmetzen und Werkmeistern. Diese waren immer seltener Mitglieder einer Bauhütte und der Steinmetzbruderschaft, sondern ab dem Spätmittelalter immer häufiger der örtlichen Zunft.

Mit der Reformation und dem Übergang zur Renaissance setzte dann ein deutlicher Umbruch ein. Viele der großen Kirchenbaustellen und damit auch die Bauhütten schlossen. Man wandte sich ab von der Bildhaftigkeit des Mittelalters. Planung und Bauleitung repräsentativer Bauten wurden mehr und mehr an einzelne Fachleute vergeben, die sich im Geiste der Renaissance „Architekten“ nannten. Diese waren meist Künstler und hatten

15 *Doppelbildnis von Werkmeister und Ehefrau als Konsolträger am Chorpfeiler des Münsters in Freiburg i. Br., Relief der Parler-Werkstatt um 1390.*

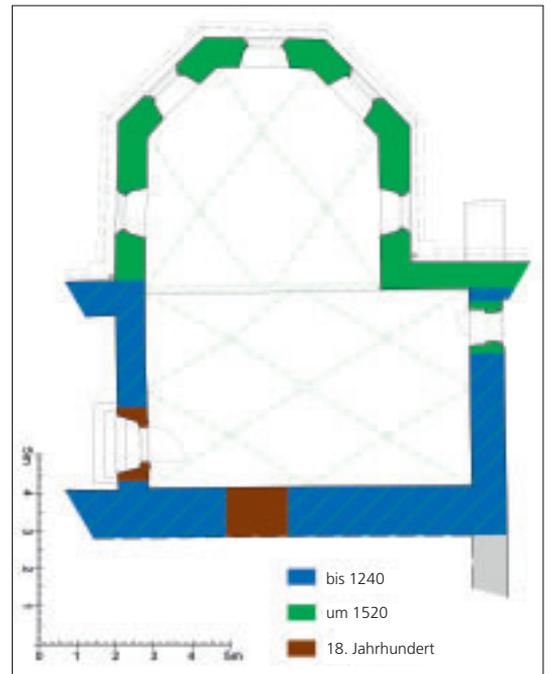


16 Das Obergeschoss im Bereich des Brunnenhauses von Kloster Bronnbach, Baualterskartierung von Strebewerk 2015.

sich autodidaktisch an den antiken Werken Roms gebildet. In der von diesen geschaffenen neuen Architektur hatte figürliche Bauskulptur kaum noch Platz; damit fanden auch Werkmeister- und Steinmetzdarstellungen ein Ende.

Die Werkmeisterbildnisse in Bronnbach und Tauberbischofsheim sind im Erscheinungsbild beeinträchtigt. Das Relief in Bronnbach ist zwar nicht geschädigt, auch weil es nicht der Bewitterung ausgesetzt ist, wurde aber – wie der gesamte Raum – mehrfach überstrichen und ist somit erst bei genauem Hinsehen erkennbar. Das Bildnis in Tauberbischofsheim zeigte auf einem Foto von 1966 noch Fehlstellen, wohl infolge Bewitterung, so im Bereich einer Gesichtshälfte und eines Beines. Beim letzten Anstrich des Schlosses erfolgten offensichtlich Anstrichen und leider der etwas verfremdende Neuanstrich in Unkenntnis der spätmittelalterlichen Befunde und Tracht.

Ziel der Denkmalpflege ist es zu vermitteln, dass solch sozialwissenschaftlich und künstlerisch wertvolle Bildnisse am originalen Standort nicht nur konserviert, sondern bei der nächst anstehenden Maßnahme – ohne Beschädigung relevanter Fassungen – auch wieder lesbar gemacht und in einer der befundeten Farbgebungen wiederhergestellt werden. Dieses Anliegen wird die Denkmalpflege auch beim noch zu konkretisierenden Konzept für den oberen Raum des Brunnenhauses in Bronnbach einbringen. Bei behutsamer Reduzierung der Kalktünchen durch einen Restaurator dürfte dann auch der interessierte Betrachter die Bildnisreliefs besser lesen können. Dies ist dann die beste Vor-



aussetzung für die Wertschätzung und die langfristige Erhaltung solch künstlerisch und kulturhistorisch wertvoller Bauskulptur.

Literatur und Quellen

Steffen Bückner: Kloster Bronnbach, Gewölberaum über der Brunnenstube. Voruntersuchung zum Fassungsbestand und Befunduntersuchung der Südwand, Stuttgart 2014 (unveröffentlichte Manuskripte).

Baustelle Gotik. Das Freiburger Münster, Begleitbuch zur Ausstellung, im Auftrag der Städtischen Museen Freiburg und des Freiburger Münsterbauvereins, hg. v. Peter Kalchthaler, Guido Linke, Mirja Straub, Petersberg 2014, S. 98–101.

Katinka Krug: Kloster Bronnbach, Stuttgart/Tübingen 2012, S. 204f, 214–216.

Anton Legner: Die Parler und der schöne Stil 1350–1400, Handbuch zur Ausstellung des Schnütgen Museums in der Kunsthalle Köln, Bd. 1, Köln 1978, S. 186f.

Kurt Gerstenberg: Die deutschen Bildhauerbildnisse des Mittelalters, Berlin 1966, S. 8–10, 27f, 76f, 93, 128–138, 151, 158–162, 184.

Adolf von Oechelhaeuser: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim, Freiburg 1898, S. 74f und 168f.

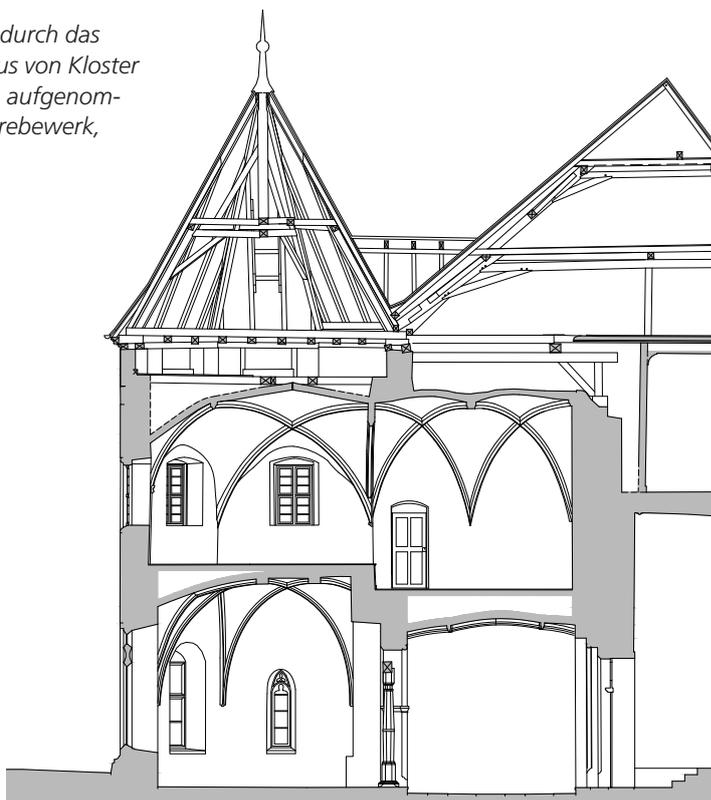
Praktischer Hinweis

Das Obergeschoss des Brunnenhauses ist im Rahmen einer Führung durch das Kloster Bronnbach nach Vereinbarung unter Telefon-Nr. 093 42/935 20 20 20 zugänglich.

Dr. Judith Breuer

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

17 Schnitt durch das Brunnenhaus von Kloster Bronnbach, aufgenommen von Strebewerk, 2015.



Knochenarbeit im Schatten des Münsters

Zur Ausgrabung auf dem mittelalterlichen Friedhof Freiburgs

Nördlich des Freiburger Münsters wurde auf einer Fläche von nur etwa 100 qm der mittelalterliche Friedhof dokumentiert. Trotz des kleinen Grabungsausschnitts erfasste man die Überreste von annähernd 500 Individuen. Die ersten anthropologischen Untersuchungen eröffnen einen unerwartet aufschlussreichen Einblick in die Lebensumstände der mittelalterlichen Bevölkerung Freiburgs.

Bertram Jenisch/Sönke Bohnet



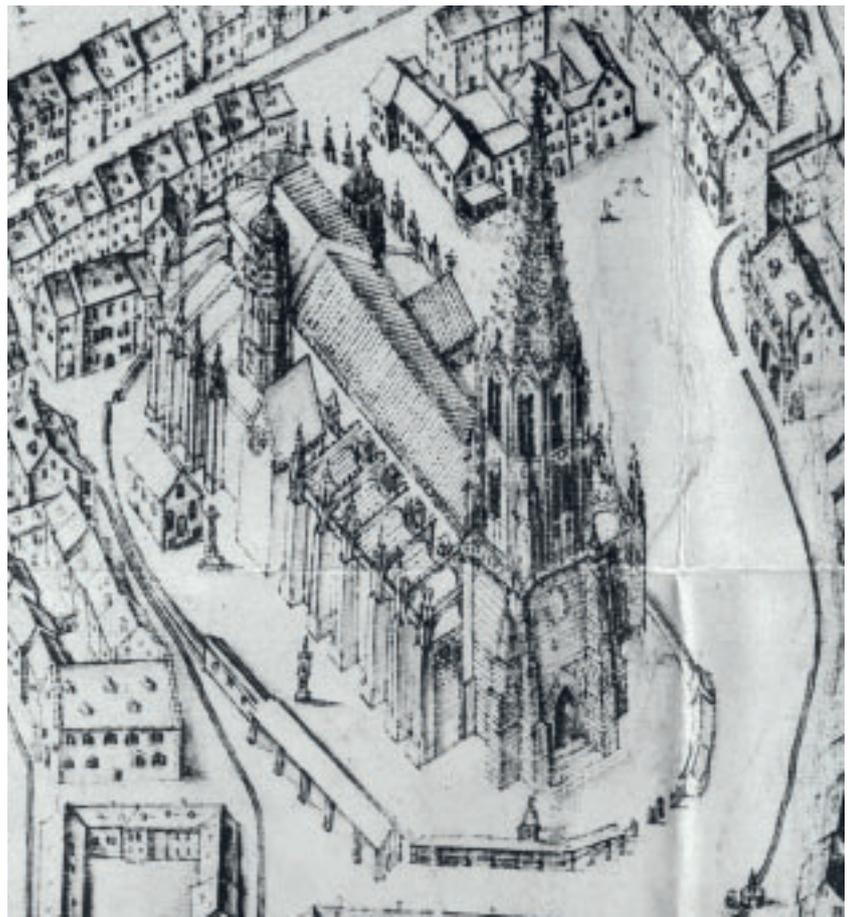
Freiburgs Friedhöfe

Der erste Friedhof der mittelalterlichen Stadt Freiburg lag um die Pfarrkirche auf dem heutigen Münsterplatz. Dieser einst ummauerte Bestattungsplatz wird erstmals 1267 urkundlich erwähnt. Daneben gab es bei nahezu jedem Kloster eigene Bestattungsplätze für Ordensangehörige und Stifter. Im Jahr 1512 verfügte Kaiser Maximilian die Schließung von Friedhöfen in Stadtzentren, um das Ausbrechen von Seuchen zu verhindern. Ab 1514 legte die Münsterfabrik bei der Nikolauskirche in der nördlichen Vorstadt Freiburgs, der so genannten Neuburg, einen neuen Gottesacker an. Bereits 1585 musste dieser erweitert werden. Nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg wurde dieser Bereich der Vorstadt mit dem nur 200 Jahre genutzten Nikolaifriedhof beim Bau der Vauban'schen Festungsanlagen im Jahr 1677 aufgegeben. Zwischenzeitlich nutzten die Freiburger zeitweise wieder den Münsterplatz für Bestattungen, bis man 1683 nördlich der Altstadt den heutigen Alten Friedhof an der Stadtstraße anlegte. Der neue Hauptfriedhof entstand 1872, damals noch weit außerhalb der Stadt an der Bahnlinie nach Breisach. Mehrfach erweitert ist er noch heute in Betrieb.

Der Friedhof um das Münster

Die Bewohner der Freiburger Altstadt fanden zwischen dem 12. und frühen 16. Jahrhundert in der Regel auf dem Friedhof um das Münster Unserer Lieben Frau ihre letzte Ruhe. Angehörige der städtischen Oberschicht zogen es vor, gegen Gebühr, in einem der Klöster oder gar im Münster bestattet zu werden. Diese Gelder wurden teilweise zum Ausbau der Kirche verwendet, besonders für den als Familiengrablagen genutzten Kranz von Ka-

zellen in dem Mitte des 14. Jahrhunderts begonnenen Neubau des Chores. Der eingefriedete Bestattungsplatz ist auf zahlreichen historischen Abbildungen der Stadt zu sehen. Auf dem Pergamentplan von 1706/13, also fast 200 Jahre nach Aufgabe des Friedhofes, ist dessen Umfassungsmauer mit mehreren Durchlässen noch dargestellt (Abb. 1). Nördlich des Münsters lag eine den Heiligen Michael und Andreas geweihte Kapelle. Ihr Untergeschoss diente als Beinhaus, in das die nach acht Jahren ausgegrabenen und gereinigten Gebeine verbracht wurden. Vor dem Eingang zur Kapelle stand in Verlängerung ihrer Mittelachse das Friedhofskreuz und etwas weiter entfernt das 1508 von den Bäckerknechten gestiftete Bäckerlicht, eine Säule aus Sandstein, die von einer



1 Der Freiburger Münsterplatz. Ausschnitt aus der Vogelschau der Festung Freiburg, so genannter Pergamentplan, Melchior August de la Venerie (?), 1706/13.



2 Freiburg, Münsterplatz. Fundament des spätmittelalterlichen Friedhofskreuzes.

3 Zaungäste der Grabung auf dem Freiburger Münsterplatz bei den ersten Sondagen im Februar 2014.



Lampe bekrönt war. Die Andreaskapelle wurde 1753 abgebrochen, weitere 30 Jahre später legte man die Umfassungsmauer nieder. Die gotische Säule des Bäckerlichts wurde später in einem Strebepfeileraufsatz am Münsterchor eingebaut. Das Friedhofskreuz versetzte man 1786 auf den heutigen Alten Friedhof.

Grabung auf dem Münsterplatz

Nördlich des Freiburger Münsters wird der dort vorhandene Heizungskeller erweitert. Die Baumaßnahme greift in die archäologisch relevante Substanz des Freiburger Friedhofs ein, der sich hier vom 12. bis zum 17. Jahrhundert befunden hat. Es war daher von Anfang an klar, dass im Vorfeld der Baumaßnahme eine archäologische Untersuchung durchgeführt wird, die der Münsterfabrikfonds mitfinanzierte. Bislang wurden an 59 Stellen rund um das Münster archäologische Sondagen vorgenommen, keine erreichte jedoch bisher die ungestörten Schichten des Friedhofs.

Schon bei einer notwendigen Verlegung einer Leitung im Februar 2014 kamen unweit der ehemaligen St. Andreaskapelle erste Gräber zutage. An der Untersuchung inmitten des belebten Münsterplatzes nahm die Bevölkerung regen Anteil (Abb. 3). Schon früh stieß das Grabungsteam auf das Fundament des spätmittelalterlichen Friedhofskreuzes (Abb. 2). Aus dem nach Schriftzeugnissen wohl 1572 massiv gemauerten Fundament wurden verschiedene Architekturfragmente aus rotem Buntsandstein geborgen, die dort als Spolien verbaut waren (Abb. 4). Nach der restauratorischen Bearbeitung können sie als Bruchstücke einer oder mehrerer viereckiger Fialen angesprochen werden. Verwitterungsspuren belegen, dass sie

einige Zeit an einem Gebäude verbaut waren. Die Krabben an den Giebelchen sind abgebrochen, Blattornamente und Krabben zwischen den Giebeln weisen auf eine Entstehung in der Hochgotik hin. Woher die qualitativ gearbeiteten, teilweise ziegelrot gefassten Steine ursprünglich stammten, konnte nicht geklärt werden. Denkbar ist die Herkunft von dem 1517 umgebauten Vorgängerkreuz oder wahrscheinlicher vom Abriss und Umbau des Beinhauses um 1570.

Die eigentliche Grabung auf der nur circa 100 qm großen Fläche begann am 22. April und endete nach einer baubedingten Unterbrechung Anfang September 2014. Im Verlauf der Notuntersuchung

4 Bruchstücke eines Wimpergs aus dem Fundament des Friedhofskreuzes.



stellte sich heraus, dass unter dem Pflaster des Münsterplatzes eine etwa 1,2 m mächtige Schicht liegt, in der sich zahlreiche verlagerte menschliche Gebeine aus gestörten Gräbern finden. Hier stieß man auf Skelettreste von über 200 Individuen. Die ungestörten Bestattungen liegen unterhalb dieser Schicht und dort in bis zu zehn Lagen übereinander. Häufig wurden in einem Grab auch mehrere Personen zugleich bestattet. Auf dem vergleichsweise kleinen Grabungsausschnitt wurden vom Team um Barbara Volkmer-Perrot und Sönke Bohnet 258 Bestattungen von Männern, Frauen und Kindern geborgen und dokumentiert. Das heißt, pro Quadratmeter fanden sich etwa fünf Bestattungen. Rechnet man diese Belegungszahl auf die Fläche des ehemaligen Friedhofs hoch, müssten um das Münster etwa 20 000 Menschen beigesetzt worden sein.

Bemerkungen zur Bestattungsweise

Eine der wichtigen Erkenntnisse war es, dass sich das Niveau des Münsterplatzes seit dem Bau des Münsters nur unwesentlich geändert hat. Die Gräber wurden annähernd vom heutigen Laufniveau aus eingetieft. Die Sohle der Grabgruben lag in einer Tiefe von 1,6 bis 2,1 m unter dem heutigen Pflaster. Bedingt durch die dichte Belegung und die teilweise kurze Zeit bis zur Einbringung von Nachbestattungen kam es zu zahlreichen Störungen älterer Gräber. Die Bestattungen lagen in dem nur 60 cm mächtigen Grabhorizont dicht übereinander. Die Begrenzung der Grabgruben war in der stark durchmischten Friedhofserde nur selten klar auszumachen, meist nur dort, wo sich Sargreste erhalten hatten. Die bei der Ausgrabung unstrukturiert wirkende Anordnung der Gräber klärte sich erst bei der Zusammenführung der digital erhobenen Daten zu einem Gesamtplan (Abb. 5). Dieser vermittelt nun ein anderes Bild. Die meisten Verstorbenen waren parallel zum Münster in Ost-West ausgerichteten Grabgruben beigesetzt. In der Regel erfolgte die Bestattung in gestreckter Rückenlage mit Blick nach Osten. Offenbar waren die Toten lediglich in ein Leinentuch gehüllt, da Reste von Kleidung in der Regel fehlen. Auch die Anordnung der Gräber zeigt einige Auffälligkeiten. Trotz der dichten Überlagerung lassen sich Freiräume erkennen, die für eine Anlage der obertägig markierten Gräber in Reihen sprechen. Die senkrecht zum Münster verlaufenden Freiräume sind als Wege zu interpretieren. Die ohnehin schon dichte Belegung nimmt nach Westen und in Richtung des Münsters zu, denn man suchte die Nähe zu den Reliquien der Heiligen. Nur wenige Bestattungen weichen von den beschriebenen Standards ab. Auffälligerweise sind gerade die Gräber der untersten erfassten Lage der

Bestattungen anders orientiert. Diese offenbar ältesten, in den anstehenden Kies eingetieften Gräber beziehen sich noch nicht auf den gotischen Münsterbau (Abb. 6). Es hat den Anschein, dass sich die Lage der Gräber am romanischen Chor anlehnte.

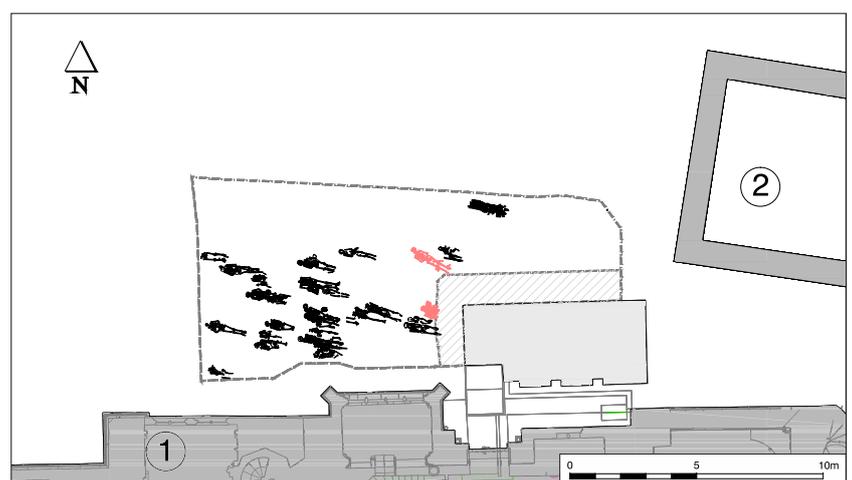
Unter den Mehrfachbestattungen fällt insbesondere das Doppelgrab 28 und 30 auf (Abb. 7; 8). Während Grab 28 in der gewohnten Weise in gestreckter Rückenlage beigesetzt war, legte man in dieselbe Grube bäuchlings eine weitere Person mit dem Kopf im Westen. Der Grund für diese Sonderbestattung ist nicht bekannt. Durch eine facetierte Perle aus Bohnerzjaspis von der Lagerstätte Liel im Markgräflerland ist die Grablage in die Zeit um 1500 datiert (Abb. 9). Die von einer Gebetskette stammende Perle ist ein typisches lokales Produkt dieser Zeit, als Freiburg ein Zentrum der Edelsteinverarbeitung war.

Funde aus den Gräbern

Die dokumentierten Gräber enthielten nur selten Beigaben oder Kleidungsreste. Eine Ausnahme bildet ein Massengrab der jüngeren Belegungsphase, das man offenbar während des Dreißigjährigen Krieges für acht Soldaten anlegte. Diese trugen noch Teile ihrer Uniformen, darunter auch eine mit Bleikugeln gefüllte Patronentasche.

5 Gesamtplan der Grabung Freiburg-Münsterplatz, 2014–71. 1 Nordseite des Freiburger Münsters, 2 Fundament der St. Andreaskapelle, 3 Fundament des Friedhofskreuzes.

6 Plan der ältesten Bestattungen auf dem Münsterplatz mit abweichender Orientierung. 1 Nordseite des Freiburger Münsters, 2 Fundament der St. Andreaskapelle.

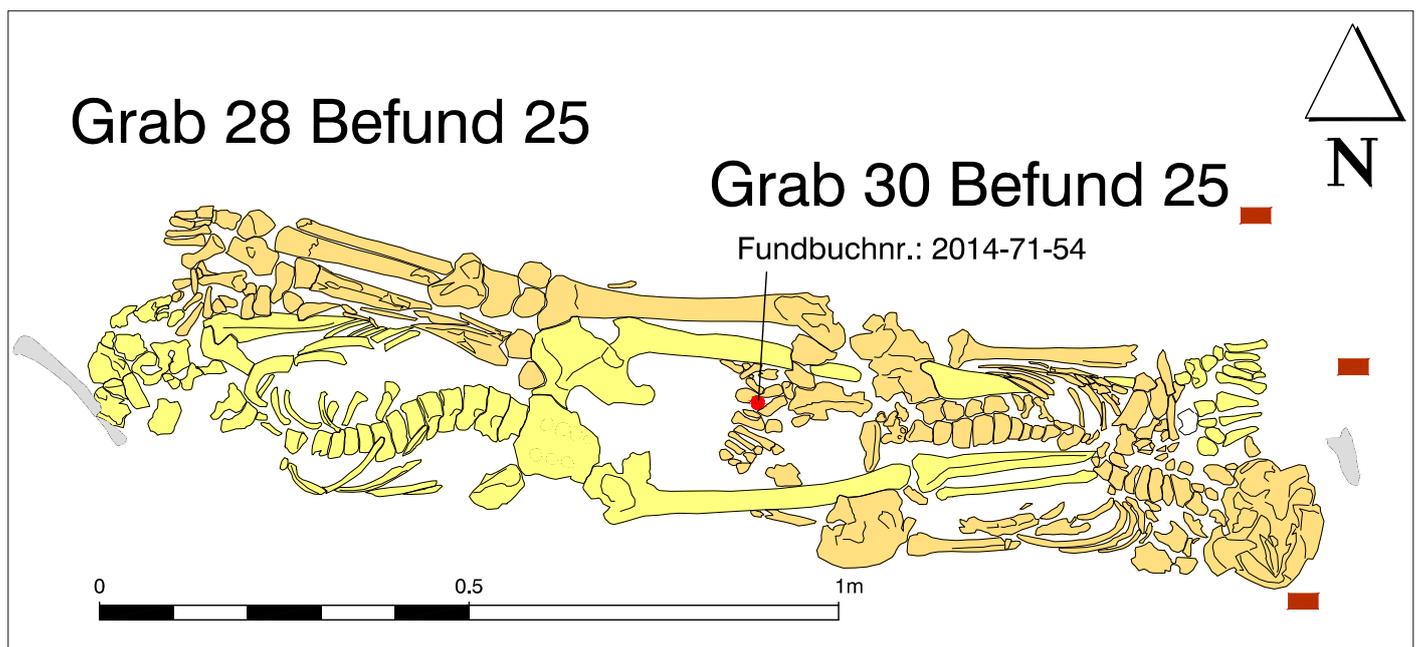


7 Freiburger Münsterfriedhof. Doppelbestattung Grab 28 und 30.



Einige der Lesefunde verdienen trotz ihrer Bergung ohne Befundzusammenhang eine nähere Betrachtung. Zwei facettierte Perlen aus Gagat sind aufgrund der abgebildeten Jakobsmuscheln als Hinweis auf eine Wallfahrt nach Santiago de Compostela zu werten (Abb. 10). Weitere Einzelfunde wie ein Nierendolch oder ein zum Spinnen von Garn verwendeter Wirtel aus Steingut sind eher als Teil der Tracht oder Alltagsgerät anzusprechen.

8 Freiburger Münsterfriedhof. Umzeichnung der Doppelbestattung Grab 28 und 30.



Anthropologische Untersuchungen

Mit dem Skelettmaterial der Ausgrabung am Münsterplatz liegt erstmals ein quantitativ und qualitativ aussagekräftiger Querschnitt der Freiburger Bevölkerung des Mittelalters vor. Der Bestattungsort wurde von der Durchschnittsbevölkerung genutzt, die sich keine Grablege in einer der zahlreichen Kirchen leisten konnte. 258 vollständige beziehungsweise weitgehend erhaltene Skelette, 60 Schädel und verworfenes Skelettmaterial von über 200 Individuen bilden die Grundlage für eine anthropologische Untersuchung.

Schon das durch Wiederbestattungen gestörte Skelettmaterial gibt einen Ausblick auf zu erwartende Befunde an den ungestörten Bestattungen: An den Skelettresten sind zum Beispiel bewegungsunspezifische Degenerationen der Wirbelsäule zu erkennen. Es zeigen sich aber auch Veränderungen wie etwa Spuren einer Überdehnung im Bereich der Brustwirbelsäule, die auf das Heben schwerer Lasten über Kopf hindeuten können. Ergänzt werden diese Einzelbeobachtungen durch Arthrosen des Hüftgelenks. Neben degenerativen Veränderungen sind auch vereinzelt Befunde zu beobachten, die eine entzündliche Ursache nahelegen. Hier wäre beispielsweise eine Brustwirbelsäule zu nennen, an der massive Formveränderungen zu beobachten waren. Diese führten dazu, dass ein „Knick“ im Winkel von ca. 150° zur Bauchseite hin entstand, einhergehend mit einer Verschmelzung der Wirbelkörper. Befunde dieser Art können als Indiz für Lungentuberkulose gewertet werden.

Auch am Schädel fanden sich eine Vielzahl von Veränderungen: Besondere Abnutzungen am Gebiss, die auf eine Nutzung der Zähne als dritte Hand hindeuten, fielen ins Auge, daneben Karies, Ab-

szessbildungen, Krankheiten des Zahnhalteapparats, massive Zahnsteinablagerungen sowie weitere Anzeiger mangelnder Mundhygiene wie zum Beispiel Entzündungen der Mundschleimhaut. Auch chronische Entzündungen der Nebenhöhlen des Oberkiefers und der Stirnhöhlen sowie Mittelohrentzündungen mit Komplikationen wie der Entzündung des Warzenfortsatzes waren zu beobachten. Ferner von entzündlichen Prozessen begleitete Durchbrüche in den Schädelinnenraum, was wiederum eine ganze Kette von Folgeerscheinungen bedingen kann.

Schicksal eines Individuums aus Grab 35

Zur Veranschaulichung der Vorgehensweise bei der Beurteilung jedes Einzelskeletts soll lediglich ein individuelles Schicksal detaillierter vorgestellt werden. Für die Untersuchungen wurden folgende Daten des Skelettes aufgenommen: Zunächst wurde die Vollständigkeit überprüft, dann altersabhängige Veränderungen, geschlechtsspezifische Unterschiede, der vollständige Zahnbefund, Langknochenmaße, anatomische Varianten, belastungsabhängige sowie entzündlich bedingte Veränderungen und Stressoren beziehungsweise Mangelindikatoren erfasst.

Bei dem Individuum aus Grab 35 handelt es sich um einen 25 bis 30 Jahre alten Mann mit einer Körperhöhe von circa 160 cm. Auffällig war zunächst ein vollständig verheiltes Hiebdefekt am linken Stirnbein (Abb. 11). Infolge des Hiebs war ein Teil des Stirnbeines fast vollständig abgetrennt worden, dennoch überlebte der junge Mann die schwere Verletzung. Bei der Versorgung der Wunde war man kundig genug, den abgetrennten Bereich nicht fest aufzubandagieren, da sonst die Schwellung des unterliegenden Weichgewebes leicht zu einer Quetschung des Gehirns hätte führen können.

Ob der Verlust des ersten rechten Backenzahnes im Unterkiefer ebenfalls auf ein Trauma zurückzuführen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, es wäre jedoch aufgrund des allgemein geringen Kariesbefalls denkbar. Insgesamt war das Individuum deutlichen körperlichen Belastungen ausgesetzt: So konnten eine leichte Arthrose der Halswirbelsäule, eine stärkere Arthrose der Brustwirbelsäule mit Auswüchsen an den Rippenansätzen der beiden unteren Brustwirbel linksseitig sowie Bandscheibendegenerationen vor allem im Bereich der Lendenwirbelsäule festgestellt werden.

Schmelzbildungsstörungen an den Front- und Eckzähnen, die im Alter zwischen 1,5 und 5 Jahren wiederholt auftraten, deuten Stressphasen im Verlauf der Kindheit an. Ursächlich können hierfür vor allem Mangelsituationen, Krankheiten oder auch parasitärer Befall sein.



Ähnlich dürften die Lebensumstände im Erwachsenenalter ausgesehen haben. Auflagerungen im hinteren Bereich beider Scheitelbeine sowie am Hinterhauptbein, die an eine Orangenschale erinnern, ferner Lochdefekte im Bereich der linken Augenhöhle in Kombination mit entzündlichen Veränderungen des knöchernen Gaumens sprechen für einen schlechten Allgemeinzustand zu Lebzeiten. Die Ursachen entsprechen denen des Kindesalters, wobei im Erwachsenenalter auf entzündliche Veränderungen genauer eingegangen werden kann.

Das Individuum litt an chronischen Entzündungen der Nebenhöhlen des Oberkiefers und der Stirnhöhlen. Rechtsseitig ist eine Entzündung des Warzenfortsatzes zu beobachten, ein entzündlicher Prozess, der oft infolge einer Mittelohrentzündung auftritt und von allein schlecht oder gar nicht ausheilt. Die Gefahr, die hiervon ausgeht, ist ein Durchbruch der Erreger in den Schädelinnenraum.

Daher erstaunen die perlschnurartig entlang der Gefäßbahnen aufgereihten Defekte im Innenbereich beider Scheitelbeine nicht. Diese deuten den Ausbreitungsweg von Krankheitserregern an. Durch die Überwärmung und Schwellung des Gewebes im Bereich der Entzündung kam es zudem zu einer Hirndrucksymptomatik, die sich durch atypische Gefäßabbildungen auf der Innenoberfläche des Schädels nachvollziehen lässt. Im mittleren Bereich des venösen Blutleiters in der Scheitelregion fanden sich Spuren in Form von Defekten, die auf verheilte, aber auch auf akute Hirnhautentzündungen schließen lassen.

9 Facettierte Jaspisperle, um 1500, aus Doppelgrab 28 und 30 (Drauf- und Seitenansicht).

10 Zwei Gagatperlen mit Jakobsmuscheln, 16. Jahrhundert.



11 Freiburg, Münsterplatz. Schädel des in Grab 35 bestatteten Mannes.

Die am Skelett ablesbare individuelle Krankheitsgeschichte deutet auf ein entbehrungsreiches Leben hin. Es war nach unseren Maßstäben nicht lang und durch harte körperliche Arbeit, unzureichende oder einseitige Ernährung und wiederkehrende Erkrankungen geprägt. Damit nicht genug, überlebte der Mann auch eine schwere Verletzung des Schädels infolge eines Hiebes.

Zusammenfassung und Ausblick

Anhand des geschilderten Beispiels sollen die Möglichkeiten der anthropologischen Untersuchung verdeutlicht werden. Die bisherigen Ergebnisse sind als Zwischenschritt zu werten und wurden ausschließlich durch lupen- und auflichtmikroskopische Beurteilung gewonnen. Im Zuge der weiteren Auswertung sollen alle Bestattungen und separat geborgene Schädel systematisch gereinigt und präpariert werden, um die Individuen nach Ermittlung der Basisdaten (Alter, Geschlecht, anatomische Varianten und bei erwachsenen Individuen die Körperhöhe) gezielt auf Stressoren und Mangelerscheinungen sowie degenerative und entzündliche Veränderungen hin zu untersuchen.

Eine wertvolle Ergänzung soll die molekulargenetische Untersuchung von Erdproben aus dem Dickdarmbereich auf Parasiten darstellen. Weiterhin sollen Verdachtsfälle wie das Massengrab (Befund 193) mit neun Individuen aller Altersstufen auf Pesterreger hin getestet werden. Zudem würde sich speziell für diesen Befund eine genetische Verwandtschaftsanalyse anbieten.

Weitere Möglichkeiten, die in Einzelfällen offenstehen, sind Untersuchungen der Stickstoffisotopen im Zahnbein (Dentin), die Rückschlüsse auf Nahrungsverfügbarkeit zulassen. Ferner die Untersuchung der Strontiumisotopen im Zahnschmelz, anhand derer ermittelt werden kann, ob ein Individuum schon seine Jugendzeit in Freiburg verbracht oder zugewandert ist. Dies könnte Rückschlüsse auf Heiratsmuster ermöglichen. Die intensive Bestattungsaktivität bedingt viele Störungen, hinzu kommt die charakteristische Beigabenarmut christlicher Grablegen. Dadurch wird die Datierung der Einzelgräber sehr erschwert, daher sind exemplarisch ¹⁴C-Datierungen vorgesehen. Auf Wunsch der Pfarrgemeinde werden die untersuchten Skelette wieder in der Gruft des Beinhauses unter der St. Andreaskapelle beigesetzt.

Die geschilderten und für die kommenden Jahre geplanten vertiefenden und ergänzenden Untersuchungen lassen ein facettenreiches Lebensbild der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Freiburger Stadtbevölkerung erwarten.

Literatur

Claudia Fübler/Peter Kalchthaler: Das Krematorium auf dem Freiburger Hauptfriedhof. 100 Jahre 1914–2014, Freiburg 2014.

Lisa Ren: Die Archäologie des Freiburger Münsterplatzes. Ungedr. Masterarbeit, Freiburg 2014.

Peter Schmidt-Thomé/Simone Kraus/Joachim Wahl: Die ehemalige Beinhauskapelle St. Andreas auf dem Freiburger Münsterplatz und Rest von frühneuzeitlichen Anatomieskeletten, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 29, 2007, S. 731–744.

Ralf Burgmaier: Der Freiburger Münsterplatz im Mittelalter: ein archäologisches Mosaik, in: Münsterblatt Freiburg 3, 1996, S. 5–21.

Emil Breiting: Zur Berechnung der Körperhöhe aus langen Gliedmaßenknochen. Anthropologischer Anzeiger 14, 1938, S. 249–274.

Sönke Bohnet M.A.
Gundelfinger Weg 28
79194 Gundelfingen-Wildtal

Dr. Bertram Jenisch
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart

Schule als Denkmal – Denkmal als Schule

Ausstellung und Kolloquium im Rathaus Stuttgart

Schulen sind Zukunftsorte und zugleich Dokumente ihrer Zeit. Die „Schule als Denkmal“ ist eine Architektur, die Stadt, Gesellschaft und eigene Identität erfahrbar macht. Die Denkmalpflege hat die Aufgabe, die sinnliche Lesbarkeit von Geschichte zu erkennen, zu benennen und der Öffentlichkeit zu vermitteln. Wir brauchen Schulen als unversehrte Geschichtszeugnisse, an denen sich ablesen lässt, wie Pädagogik, wie Staat, wie Gesellschaft das Thema Schule seit nunmehr über 200 Jahren beeinflussen. Wo, wenn nicht am eigenen Schulhaus lässt sich für Schüler Geschichte in dieser Unmittelbarkeit erleben? Die Schulträger sind gefragt, mit der Denkmalpflege Konzepte zu entwickeln, wie auf geänderte Anforderungen an die Schulbauten reagiert werden kann, um die Lesbarkeit für die Zukunft zu garantieren. Die Schullandschaft ist derzeit im Umbruch, energetische Sanierungen und die Umstellung auf einen Ganztagesbetrieb fordern weitreichende bauliche Eingriffe. Grund genug für die Landesdenkmalpflege, auf diese Entwicklung zu reagieren und Kommunikation und Information als konstituierende Elemente denkmalpflegerischer Praxis zu thematisieren. Die Ausstellung und das Kolloquium „Schule als Denkmal“ im November und Dezember 2014 konnten hier wichtige Impulse geben.

Kerstin Renz

Ausstellung im Rathaus Stuttgart

Vom 14. November bis 22. Dezember 2014 war im Rathaus Stuttgart die von der Landesdenkmalpflege konzipierte Ausstellung „Schule als Denkmal. Stuttgarter Porträts“ des Landesamtes für Denkmalpflege zu sehen. Bei der Eröffnung betonte Prof. Dr. Claus Wolf, dass Wissen Wertschätzung schafft und deshalb die Vermittlung des Denkmalwertes in der Öffentlichkeit für die Arbeit der Denkmalpflege einen besonderen Stellenwert besitze (Abb. 1). Genau hier setzte die Ausstellung „Schule als Denkmal“ an. Es ginge darum, Verständnis für die Werte der Schulen als Kulturdenkmale zu wecken und damit die Grundlage für eine individuelle Fortschreibung der Nutzungsgeschichte im Denkmal zu schaffen.

Die Ausstellungstafeln zu insgesamt 17 „Denkmalschulen“ gaben einen Überblick über die Schulbauentwicklung seit dem 19. Jahrhundert. In mehreren Sektionen, die einen Zeitrahmen von „Um 1890“ bis „1960er/1970er Jahre“ umfassten, wurden architektonisch herausragende Bauten in Einzelporträts dargestellt. „Zur Identität einer Stadt gehören ihre Schulen“, hatte Dr. Susanne Eisen-

mann, Stuttgarts Bürgermeisterin für Kultur, Bildung und Sport, in ihrer Begrüßungsrede am Eröffnungsabend festgestellt und dabei ausdrücklich die Bedeutung der denkmalgeschützten Schulen betont. Das angestrebte Ziel der Ausstellung war es, bei Verwaltung und Schulgemeinschaften Verständnis für Schulen als Kulturdenkmale zu we-

1 Claus Wolf bei seiner Eröffnungsansprache zur Ausstellung.





2 Denkmalpfleger Matthias Köhler und Architekt Martin Ladner im Dialog mit dem Tagungs-Publikum.

cken. Dass der Anspruch der Vermittlung des Denkmalwertes eingelöst werden konnte, zeigte nicht nur das Besucheraufkommen am Eröffnungsabend, sondern auch das Interesse von Schülern und Lehrern an der Ausstellung, die alle gerne in einem improvisierten Klassenzimmer inmitten der Porträttafeln Platz nahmen (Abb. 3). Hier waren Tische und Stühle auf eine Tafel mit dem Titel „Meine Schule ist ein Denkmal“ ausgerichtet. Dass der Denkmalschutz nicht bedeutet, Entwicklung zu behindern, sondern es vielmehr um einen respektvollen Umgang mit dem Bestand gehe, war dem „Tafelaufschrieb“ zu entnehmen. Dass die Schule nicht nur ein Zweckbau, sondern auch ein städtebaulicher Bezugspunkt und wichtiger Identifikationsort ist, zeigten spontane Reaktionen so mancher junger Besucher. Die Vielfalt des historischen und aktuellen Bildmaterials der Schautafeln unterstützte diese Didaktik. Die eigene Schule als Ausstellungsobjekt in den Mittelpunkt gerückt zu sehen empfanden viele Schüler als etwas ganz Besonderes. Die Angebote für Führungen wurden rege in Anspruch genommen, begleitend erschien eine Broschüre, die den Inhalt der Ausstellung ungekürzt wiedergibt.

Kolloquium „Schule als Denkmal. Chance und Herausforderung“

Begleitend zur Ausstellung fand am 14. November 2014 das eintägige Kolloquium „Schule als Denkmal. Chance und Herausforderung“ im Rathaus Stuttgart statt. Die mit über 100 Teilnehmern aus dem In- und Ausland ausgesprochen gut besuchte Veranstaltung wurde von Bürgermeister Werner Wölfle mit einem Grußwort eröffnet. Wölfle sprach sich angesichts der anstehenden Aufgaben in der Schulbauentwicklung der Landeshauptstadt

für eine besondere Sorgfalt im Umgang mit den denkmalgeschützten Schulen aus. Mit seinem Plädoyer für ein gleichgewichtiges Entwickeln und Bewahren setzte er zu Beginn der Veranstaltung ein wichtiges Signal.

Der Anlass zum Kolloquium „Schule als Denkmal. Chance und Herausforderung“ war und ist hochaktuell: Seit einiger Zeit wandeln sich bundesweit die Anforderungen an den Schulbaubestand, betroffen sind alle Schularten. Erweiterte Aufgaben wie Ganztagsbetrieb mit Mensa, Inklusion, Spezialisierung der Schulen und stetig fortlaufende Regelwerke für bautechnische Anforderungen sind zu bewältigen und stellen die Planer vor neue Herausforderungen. Dies gilt insbesondere für die denkmalgeschützten Schulen, die in den Kommunen rund 10 Prozent des Schulbaubestandes ausmachen. Schulen sind im Allgemeinen öffentliche Gebäude mit hoher Nutzungsfrequenz, ein erhöhter und besonderer Pflege- und Instandsetzungsbedarf steht zumeist langen Sanierungsintervallen gegenüber, wissenschaftlich begleitete Gesamtkonzepte vor Sanierungsmaßnahmen fehlen in der Regel. Mit dem Kolloquium sollte ein Anstoß gegeben werden, das Thema „Schule als Denkmal“ im bundesweiten Diskurs um die Schulentwicklungsplanung besser zu verankern. Dem bereits bestehenden intensiven Dialog zwischen Denkmalpflege, Nutzern und Planern sollte eine öffentliche Diskursplattform geboten werden. Für Architekten war das Kolloquium daher auch als Fortbildungsveranstaltung anerkannt. Die tägliche Praxis spiegelte das Format des Kolloquiums wider: Architekten und Denkmalpfleger traten im Stuttgarter Rathaus als Dialogpartner vor ein interessiertes Publikum.

Zu Beginn stellte Prof. Oskar Spital-Frenking die 2010 abgeschlossene Instandsetzung der Geschwister-Scholl-Schule in Lünen (Nordrhein-Westfalen) von Hans Scharoun vor. Das 1958 eröffnete Schulhaus mit seiner Gliederung in zum Teil freistehende Pavillons und die für Scharouns Schulentwürfe typische offene Aufenthalts- und Verkehrsflächen („Straße der Begegnung“) ist ein Meilenstein in der Schulbaugeschichte des 20. Jahrhunderts. Wie umgehen mit einem für die Architekturwissenschaft derart bedeutenden Schulhaus, das einen erheblichen „Instandsetzungsstau“ (Spital-Frenking) und gravierende bauphysikalische Probleme aufwies? Bei der Sanierung von Denkmälern dieses Ranges sei von sporadischen Ertüchtigungen und Einzelmaßnahmen abzuraten, betonte Spital-Frenking die Notwendigkeit von gründlichen Voruntersuchungen und Gesamtkonzepten. Im Falle der Scharoun-Schule wurden mit einer vorgeschalteten Machbarkeitsstudie und der Bildung eines wissenschaftlichen Beirates die durchzuführenden Instandsetzungen

diskutiert und die denkmalpflegerische Zielsetzung definiert. Die Finanzierung der Studie übernahm die Wüstenrot Stiftung. Die erarbeiteten Lösungen sind für Instandsetzungsmaßnahmen an Schulbauten der 1950er und 1960er durchaus beispielgebend, wie Spital-Frenking auf Nachfrage betonte. Rauchschildvorhänge statt fester Einbauten ermöglichten die Beibehaltung der offenen Verkehrsflächen, die Einhausung der Treppenhäuser erfolgte durch eingeklebte Glasscheiben. Die Fenster wurden im Allgemeinen nur instandgesetzt, historische Oberflächen nach Befund restauriert.

Beispiele denkmalpflegerischer Praxis im überregionalen Vergleich

Nach dem denkmalpflegerischen Idealfall aus Lünen kamen die folgenden Beiträge der oft schwierigen Praxis und somit der Realität der Denkmalpflege deutlich näher. Aus der Schweiz berichteten Matthias Köhler vom Amt für Städtebau, Abteilung Denkmalpflege der Stadt Zürich, und Martin Ladner vom Architekturbüro LadnerMeier von der Sanierung der Viventa-Fachschule in Zürich-Stadt (Abb. 2; 4). Am Beispiel der Neugestaltung und Erweiterung der Gewerblichen Schule, einem Beton-Geschossbau von Ernst Schindler aus dem Jahr 1964, wurde die Sanierungspraxis der Stadt Zürich gezeigt, die bei ihren Schulen regelmäßige und feste Intervalle für den Bauunterhalt vorsieht, und die städtische Denkmalpflege ist bereits an der Auswahl der Architekten beteiligt. Der Architekt nutzte bei der Umsetzung des Konzepts im



Inneren seinen Gestaltungsspielraum aus, was für eine lebhaftere Diskussion sorgte.

Der Beitrag von Katrin Meyer, Denkmalschutzamt Hamburg, und Berthold Kleta, Architekt und Projektsteuerer, demonstrierte, dass das Denkmal auch der besonderen Behandlung bedarf. Das Gymnasium Christianeum, ein Spätwerk (Baujahr 1971) von Arne Jacobsen, zeigte aufgrund mangelnden Bauunterhaltes und ungewöhnlicher Bauweise ein umfangreiches Schadensbild. Die Fensterachsen in Form von Aluminium-Pfosten-Riegel-Konstruktionen wurden teilweise durch Rekonstruktionen ersetzt, beim Brandschutz verfu-

3 Beginn jeder Führung durch die Ausstellung: das improvisierte Klassenzimmer mit Möbeln aus den 1950er Jahren.

4 Das Publikum im vollbesetzten Mittleren Sitzungssaal des Stuttgarter Rathauses.





ren die Hamburger nach dem Prinzip Personenschutz vor Sachschutz – Einbauten in die 75 m langen Klassenflure konnten mittels Verbesserung der Fluchtwege vermieden werden. Auch ein Erweiterungsbau ließ sich unauffällig einfügen. Die energetische Gesamtbilanz des Schulhausbestandes stand vor der Teilbilanz am Einzelbauwerk – diesem Motto der städtischen Bauverwaltung folgend, war es am Jacobsen-Bau möglich, beispielsweise die energetisch unzureichende Fassade im Erscheinungsbild zu erhalten.

Ulrike Roggenbuck-Azad, bautechnische Referentin des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg, und der Freiburger Architekt Matthias Hotz erläuterten die Strategie im Umgang mit einem prominenten Typenschulhaus der 1960er Jahre, dem Deutenberg-Gymnasium in Villingen-Schwenningen von Günter Behnisch. Roggenbuck-Azad betonte, dass der auf Variabilität und Flexibilität beruhende Entwurfsansatz der Typenschule die denkmalpflegerische Arbeit zugleich erschwere und erleichtere. Entscheidend sei eine exakte Beschreibung der denkmalkonstituierenden Elemente und die Erarbeitung konservatorischer Leitlinien auf dieser Grundlage. Eingriffe zuzulassen und gleichzeitig die Architekturidee ablesbar zu erhalten sei hier die Herausforderung.

Das seit 2010 laufende Schulsanierungsprogramm der Landeshauptstadt Stuttgart umfasst den gesamten Schulbaubestand, weswegen Gesamtkonzepte für bauliche Eingriffe an den einzelnen Schulen nicht vorgesehen sind. Angelika Reiff, zuständige Gebietskonservatorin am Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, stellte zu-

sammen mit Holger Ruppert vom Hochbauamt der Stadt Stuttgart und Ute Oehring, heni architekten Stuttgart, die derzeit laufenden Maßnahmen für den Einbau eines Aufenthaltsbereiches im Stuttgarter Dillmann-Gymnasium (1956–1958, Peter Salzbrenner und Karl-Hans Neumann) vor. Dass die Sanierung einzelner Bauteile oftmals weitere, zunächst ungeplante Maßnahmen nach sich zieht („Schneeball-Effekt“), demonstrierte die Architektin am Beispiel der Fenstersanierung.

Perspektiven für Morgen

Die so genannte Phase O als integratives Planungsinstrument führt Beteiligte und Planer im Vorfeld einer Baumaßnahme zusammen. Am Beispiel des 1957 gebauten und nun zur Erweiterung anstehenden Eberhard-Ludwig-Gymnasiums in Stuttgart erklärten Claudia Lisson vom Schulverwaltungsamt Stuttgart und Schulleiterin Karin Winkler die Abläufe und zeigten die Potenziale dieses Verfahrens auf. Sinnvoll wäre es, dass zu Beginn eines solchen Prozesses die Qualitäten des Kulturdenkmals seitens der Landesdenkmalpflege vorgestellt werden könnten.

Am Ende des Kolloquiums stand fest, dass der frühzeitigen Information und der dauerhaften Kommunikation aller am denkmalpflegerischen Prozess Beteiligter eine herausragende Bedeutung zukommt. Besonders wichtig sei dabei, gerade in der derzeitigen Schulsanierungswelle, der überregionale Wissenstransfer. Voneinander lernen und im Kreis der Planungsverantwortlichen die Richtung des Diskurses zeitnah mitzubestimmen – dies sei auch künftig für die Arbeit der Landesdenkmalpflege unabdingbar angesichts der vielfältigen Aufgaben, vor die eine „Schule als Denkmal“ die Gesellschaft aktuell und in Zukunft stelle.

Ist die Schule also ein Sorgenkind der Denkmalpflege? Mitnichten. Gerade die denkmalgeschützte Schule hat das Potenzial, als Lernort und Lebensraum zu funktionieren, die Schüler identifizieren sich mit ihrer „besonderen“ Schule. Hieraus erwächst ein Auftrag an die Gesellschaft, diese Orte mit höchster Sorgfalt zu behandeln (Abb. 5).

Literatur

Landesamt für Denkmalpflege, Schule als Denkmal. Stuttgarter Porträts, Stuttgart 2014. Die Broschüre kann über www.denkmalpflege-bw.de bezogen werden.

Dr.-Ing. Kerstin Renz M.A.
Architekturhistorikerin
Im unteren Kienle 7
70184 Stuttgart

Denkmalporträt



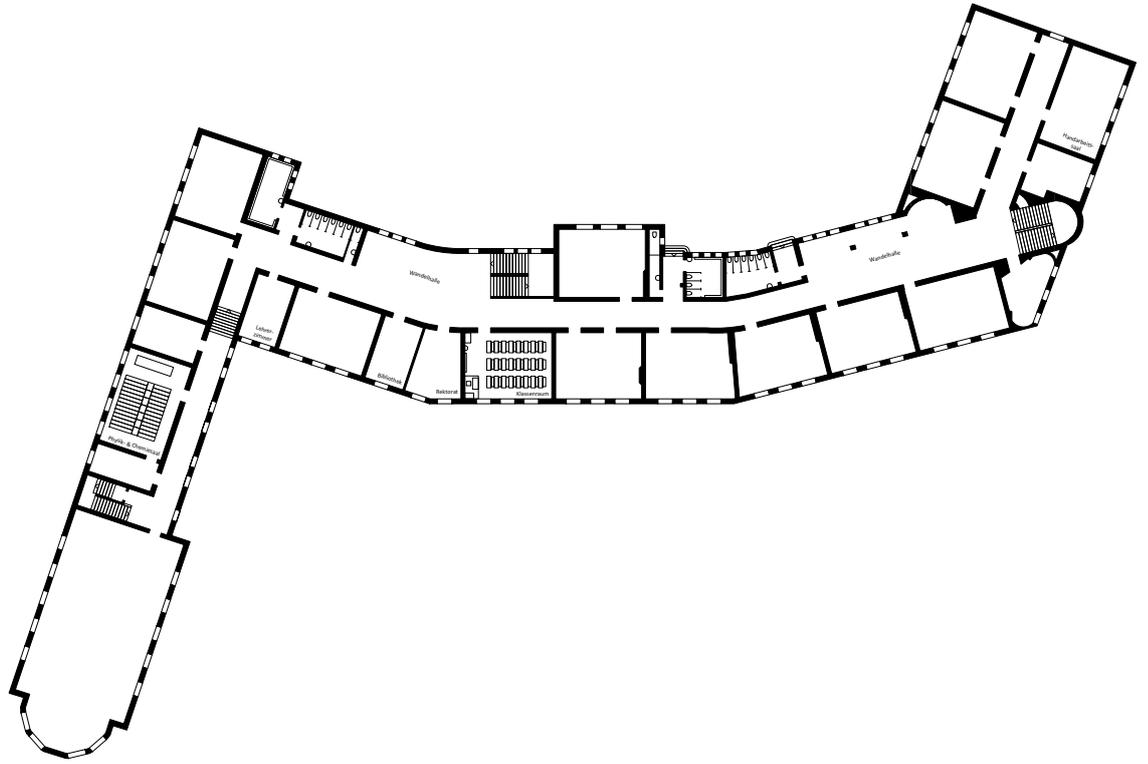
Die Schule als Wohnung Das Wagenburg-Gymnasium in Stuttgart-Ost

Gleich zwei Bauwerke des Architekten Martin Elsaesser (1884–1957) konnten 2014 ihr 100-jähriges Bestehen feiern: die Stuttgarter Markthalle und das Wagenburg-Gymnasium. Elsaesser, der gemeinhin als einer der Wegbereiter des Neuen Bauens in Frankfurt a.M. der 1920er Jahre gilt, war schon als junger Architekt im Südwesten erfolgreich und kann inzwischen als bedeutender Vertreter der frühen Moderne bezeichnet werden.

Dass diese Moderne in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg vorbereitet wurde, zeigt auch das Wagenburg-Schulhaus im Stuttgarter Osten. Im April 1914 wurde es als letzte Großschule der Kaiserzeit in Stuttgart eröffnet. Die Bauzeit fällt in die Jahre der Reformpädagogik, die mit neuen Ideen für den Unterricht eine Schulbaureform auslöste. Auch Elsaesser plante mit Zeichensälen und Hörsälen für den naturwissenschaftlichen Unterricht entlang eines reformorientierten Lehrplanes. Repräsentation und gängige Gestaltungsmodi im Schulbauwesen lehnte der Architekt ab und entwarf stattdessen ein Haus, in dem „gut zu wohnen und fröhlich zu lernen“ sei, wie er betonte. Die Aufenthaltsqualität im und um das Schulhaus war ihm ein besonderes Anliegen.

Gestaltung und Standort der „Schule als Wohnhaus“ sind Programm. Inmitten eines bürgerlichen Wohnviertels in Halbhöhenlage des Stuttgarter Ostens gelegen, wurde die Wagenburgschule ursprünglich für eine dreifache Nutzung gebaut: Untergebracht waren zuerst eine Bürgerschule für Jungen sowie eine evangelische und eine katholische Volksschule. Elsaesser löste die Bauaufgabe eines Sammelschulhauses auf ungewöhnliche Weise und ließ sich dabei von der Fangelsbach-Bürgerschule Theodor Fischers im Stuttgarter Süden (1906) inspirieren. Mit umfangreichem Raumprogramm auf drei Geschossen und hohem Dach bekam das Gebäude einen unfreiwilligen Monumentalcharakter. Um diesen Eindruck zu mildern, suchte Elsaesser den Dialog mit der umgebenden Bebauung und staffelte die Bauteile an den Seiten herab, vor allem die ursprüngliche Turnhalle in Gestalt eines Bethauses mit Apsis wirkte hier vermittelnd (Abb. 2). Statt streng ordnender Symmetrie, wie sie im zeitgenössischen Schulbau nach wie vor üblich war, führte der Architekt die Bewegung als Hauptmotiv ein. Der Grundriss folgt exakt den Höhenlinien der Topografie (Abb. 1). Elsaesser setzte damit Elemente der neuesten städtebaulichen Leh-

1 Grundriss.



re an der Stuttgarter Technischen Hochschule um. Auf dem beengten Grundstück ist der Baukörper so abgewinkelt, dass sich zwei Schulhöfe herausbilden und jede Schulart ihre eigene Freifläche erhält. Die Fassade zeigt Bezüge zum mittelalterlichen Profanbau, die Mischkonstruktion aus tragendem Mauerwerk und Betondecken entsprach dagegen dem neuesten Stand der Technik. Die eindrucksvolle Schulanlage besitzt insbesondere aus architekturwissenschaftlichen und baukünstlerischen Gründen die Qualitäten eines Kulturdenkmals. Heute beherbergt das Schulhaus ein Gymnasium

mit deutsch-französischem Profil, das von Schülern aus der gesamten Region besucht wird. Die Schule sieht in den kommenden Jahren umfangreichen Sanierungsmaßnahmen entgegen. In Anbetracht stetig steigender Schülerzahlen ist der Mangel an Unterrichts- und Aufenthaltsräumen im Schulhaus ein drängendes Problem.

Dr.-Ing. Kerstin Renz M.A.
Architekturhistorikerin
Im unteren Kienle 7
70184 Stuttgart



2 Ansicht der Wagenburgschule mit Turnhalle aus Richtung Wagenburgstraße um 1918.

Denkmalporträt



Modellschule des NS-Schulsystems Die Wolfbuschschule in Stuttgart-Weilimdorf

In Stuttgart wurden in den 1930er und 1940er Jahren nur wenige Schulen gebaut. Die Wolfbuschschule ist die größte der nach 1933 realisierten öffentlichen Schulen. Als „Hans Schemm-Schule“ nach einem bekannten NS-Pädagogen benannt, wurde die überkonfessionelle koedukative Volksschule 1936 eröffnet und war den Siedlungen Reischach, Seelach und Wolfbusch zugeordnet. Das außerhalb der Wohnsiedlungen auf freiem Feld gelegene Schulhaus ermöglicht einen Einblick in die Planungsparadigmen dieser Jahre. Kein Zufall ist der Standort am Rande der im Absolutismus geschaffenen Landschaftsachse zwischen den Schlössern Solitude und Ludwigsburg – das Dritte Reich nimmt die Insignien vergangener Herrschaftssysteme auf und deutet sie für seine Zwecke um. Der zweigeschossige Bau mit Satteldach hat, entsprechend der Orientierung an der „süddeutschen“ Bautradition, einen mächtigen Dachreiter mit Uhr und Zwiebelturm (Abb. 1). Der Winkelgrundriss von Schulhaus und Aula umschließt an einer Seite den großen Rechteckhof. Auf der Hoffläche sollten sich sämtliche Schüler zum Appell versammeln können. Auch im Inneren des Schulhauses sind die Klassenflure für das Aufstellen und Marschieren in Klassenverbänden breit bemessen. Die nüchternklare Gestaltung mit hochwertigen, werkgerecht

verarbeiteten Materialien fällt auf, die Betonrippendecke ist konstruktionsichtig belassen. Lichtführung, Raumorganisation und handwerkliche Details verweisen auf die Ausbildung des planenden Architekten an der Stuttgarter Technischen Hochschule hin.

Dass das Ziel der NS-Schulerziehung der wehrtüchtige und körperlich robuste Schüler war, lässt sich noch heute am großzügigen Schulgrundstück ablesen, das eine aufwendig gestaltete SchulSportanlage mit Einrichtungen für Ringtennis, Kugelstoßen und Speerwerfen sowie eine 100-m-Aschenbahn samt Fußballfeld umfasste und für schulische wie öffentliche Sportveranstaltungen ausgerichtet war (Abb. 2).

Die Wolfbuschschule ist weit mehr als nur ein typisches Beispiel für den Schulhausbau der NS-Jahre. Sie ermöglicht vielmehr einen Einblick in die lokale Baupolitik dieser Zeit. Architekt war Ernst Schwaderer (1899–1944), der als NSDAP-Stadtrat und Landesleiter der Reichskammer der Bildenden Künste Württemberg zu den einflussreichsten Personen der gleichgeschalteten Kulturpolitik im Land gehörte. Der Absolvent der Stuttgarter Technischen Hochschule und Schüler von Paul Schmitt-henner plante hier eine Modellschule, die in der überregionalen Fachliteratur als Idealtyp publiziert

1 Die Wolfbuschschule entsprach einem gängigen Schulhaustyp: Winkelbau mit Satteldach und Dachreiter/Uhrturm. Ansicht von Osten.

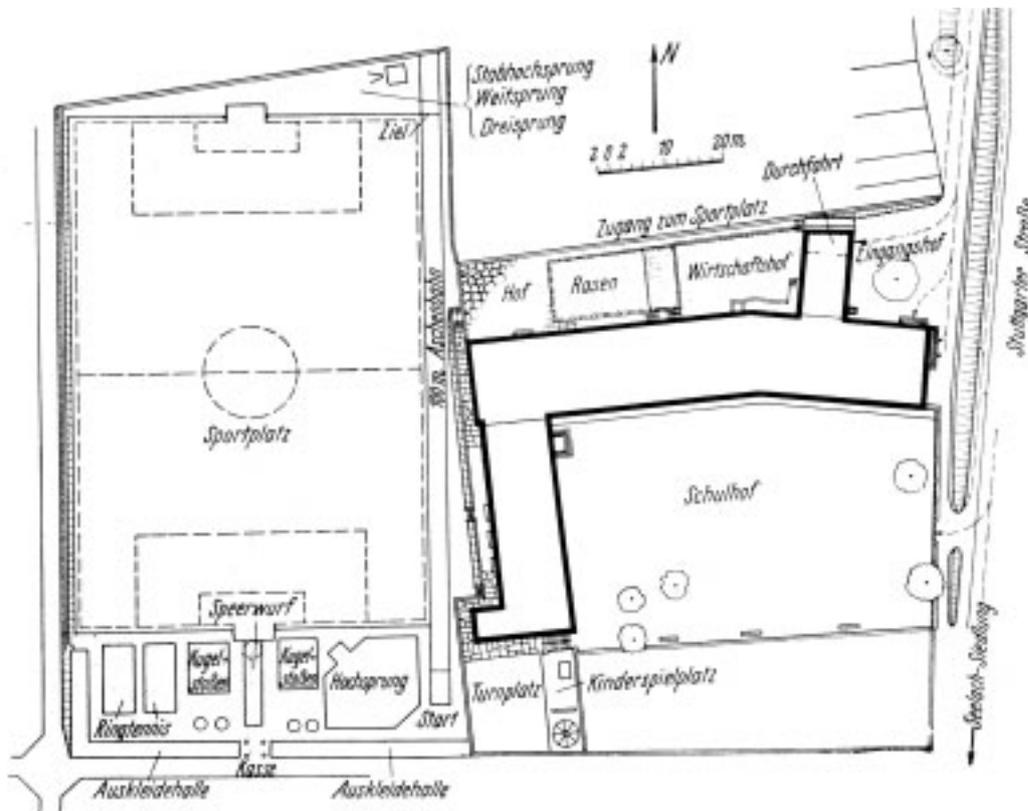


wurde. Bei der Schulanlage handelt es sich um ein Kulturdenkmal aus architekturgeschichtlichen, baukünstlerischen, aber auch aus heimatgeschichtlichen Gründen.

Heute ist im gut erhaltenen Gebäude eine lebendige Schulgemeinde mit Grund- und Werkrealschule untergebracht, im angemessenen räum-

lichen Abstand steht ein neues Turnhallegebäude.

Dr.-Ing. Kerstin Renz M.A.
Architekturhistorikerin
Im unteren Kienle 7
70184 Stuttgart



2 Lageplan. Besonderes Augenmerk legten die Planer auf die Sport- und Freiflächen.

Denkmalporträt



Ein neu erkanntes Kulturdenkmal Das Sepp-Mahler-Haus in Bad Wurzach

1903 ließ sich der Leiter der fürstlichen Torffabrik Josef Mahler in der Nähe seines Arbeitsplatzes beim Wurzacher Ried ein Wohngebäude errichten. Es handelt sich um ein gut überliefertes kleinstädtisch-bürgerliches Wohnhaus der Zeit um die vorletzte Jahrhundertwende mit reizvollen historisierenden Stilelementen. Dazu gehören etwa die Rustizierung des Erdgeschosses, die Betonung der Gebäudekanten durch Putzquaderung und Ecklisenen sowie der geschnitzte Schwebegiebel. Trotz einiger Veränderungen lässt sich das Leben der Familie Mahler zur Erbauungszeit und später in den Räumen des Hauses noch gut nachvollziehen, da sich die Baudetails weitgehend erhalten haben: die meisten Fenster mit ihren ursprünglichen Teilungen und Beschlägen, die Türblätter (im Erdgeschoss ausgehängt und durch neue ersetzt, aber noch vorhanden), die Fußböden und die Stuckleisten an den Zimmerdecken. Zudem befinden sich auch noch Teile des alten Mobiliars im Haus sowie Bücher und persönliche Hinterlassenschaften der Bewohner. Einen Einblick in die Aufgaben des Torfmeisters geben außerdem die gesammelten Dokumente zur Torffabrik vor dem Ersten Weltkrieg.

Eine zusätzliche Bedeutung erhält das Haus als Wohn- und Arbeitsstätte von Josef Mahler junior, geboren 1901, der sich seit den Anfängen der Wei-

marer Republik einen Namen als Maler und Grafiker erarbeitete (später „Sepp“ Mahler), jahrelang zeichnend und malend unterwegs als „Vagabund“ und ab den 1930er Jahren wieder in seinem Elternhaus ansässig. In der nationalsozialistischen Ära mit Ausstellungsverbot belegt, konnte er dennoch ein umfangreiches Werk schaffen, das nach dem Zweiten Weltkrieg bis zu seinem Tod 1975 und zunehmend in den Jahrzehnten danach durch Ausstellungen bekannt wurde. In den einst von Sepp Mahler bewohnten Räumen hängen bis heute viele seiner Arbeiten und geben dem Haus sein besonderes Gepräge.

Praktischer Hinweis

Das Sepp-Mahler-Haus
Ravensburger Straße 21
88410 Bad Wurzach
Öffnungszeiten: Sa 11–17 Uhr
Auf Wunsch nach telefonischer Anmeldung
an anderen Tagen:
Telefon 07564/1728
www.sepp-mahler-haus.de

Dr. Michael Ruhland
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart

Denkmalporträt



Nach 60 Jahren wiederentdeckt Ein Münzschatz aus Oberschopfheim

Im Jahre 2012 meldete sich Herr Ekkehard Klem aus Oberschopfheim (Ortenaukreis) bei der Archäologischen Denkmalpflege. Er berichtete von einem Keramikgefäß, das sich in einem Schrank des Pfarrarchivs von Oberschopfheim befindet. In diesem Gefäß seien „mehr als hundert flache geschlagene Silberplättchen mit unterschiedlicher Prägung“ enthalten. Anhand eines auf dem Gefäß aufgeklebten Zettels wurde ersichtlich, dass dieser Münzschatz im Jahre 1955 beim Bau der heutigen Kirche, als der nördliche Hang angegraben wurde, gefunden worden war. Weitere Hinweise auf die genaue Fundlage, ob in einem Haus oder in einem Keller, fehlen völlig. Da der Fund von Münzschatzen extrem selten ist, nahm sich die Archäologische Denkmalpflege der Sache an. Die Münzen wurden mitsamt dem Gefäß nach Freiburg geholt und einer ersten Autopsie unterzogen. Dabei wurde deutlich, dass das nicht glasierte Gefäß – dem leider der gesamte Rand fehlte – und die Münzen in etwa aus derselben Zeit stammen. Die Münzen wurden als Straßburger Denare unterschiedlicher Prägung erkannt. Da eine eingehende Bestimmung der 605 Münzen nicht möglich war, wurden sie nach Frankfurt zur Römisch-Germani-

schen Kommission geschickt und dort von Herrn Robert Fecher bestimmt. Im Sommer 2013 wurden die Münzen wieder der Pfarrgemeinde übergeben. Den mit 483 Stücken größten Teil der Münzen nehmen Straßburger Denare mit einem etwas verwilderten Münzbild und einer schlechten Metallqualität ein. Ob sie in Straßburg selbst oder in einer anderen Münzstätte geprägt wurden, kann derzeit nicht bestimmt werden. Aus Straßburg stammen 50 Kreuzer, 19 Vierer, 13 Halbgroschen sowie 13 weitere Pfennige. Insgesamt beträgt die Anzahl der in Straßburg oder Umgebung geprägten Münzen 578. Aus dem Elsass ist sonst nur noch ein Vierer aus Colmar zu benennen. Aus Lothringen stammen 18 Gepräge (2 Halbgroschen, 16 Blanc). Die beiden Einzelmünzen aus Solothurn (Batzen) und Basel (Doppelvierer) sowie die sechs Kreuzer aus Tirol (Graz, Hall, Meran) erscheinen hier geradezu als regionale Ausreißer. Die Datierung der Straßburger Münzen ist nur mit einiger Unschärfe anzugeben. Formal scheinen sie aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu stammen. Die genauer datierbaren Münzen stammen aus Lothringen. Sie wurden unter Herzog René II. (1496–1508) geprägt. Und auch die Tiroler Münzen von Maximi-

lian I. (1493–1519), die Abnutzungsspuren tragen, sprechen für die Zeit um 1500.

Somit liegt ein zum allergrößten Teil im 15. Jahrhundert, vermutlich in Straßburg selbst oder in der engeren Umgebung entstandener Münzschatz vor, der erst in der Zeit um 1500 kleinere Ergänzungen erfahren hat, bevor er zu Beginn des 16. Jahrhunderts vergraben wurde. Ob das kleine Gefäß, in dem er verborgen war, im Elsass oder in der Ortenau entstanden ist, kann derzeit nicht angegeben werden. Ferner ist unklar, ob die Münzen im Umkreis von Straßburg oder auf der rechten Rheinseite zusammengetragen wurden. Natürlich ist es möglich, dass der Besitzer erst durch die Wirren des Bauernkrieges zum Verbergen angeregt wurde. Es handelt sich immerhin um 253,68 g Silber, die einen nicht unerheblichen Wert darstellten.

Die heutige Ortenau gehörte zum Bistum Straßburg. Vor diesem Hintergrund ist die große Anzahl der linksrheinischen Gepräge zu verstehen. Die Fundstelle selbst liegt etwa 8 bis 10 m oberhalb der Talsohle auf einem Sporn. 100 m nördlich davon fließt der Talbach, südwestlich das Lohbächle, das in den Talbach mündet. Das Areal unmittelbar um die Fundstelle scheint bis in die Neuzeit hinein so gut wie unbesiedelt gewesen zu sein. Die Pfarrkirche von Oberschopfheim war bis ins frühe 18. Jahrhundert die Leutkirche westlich des heutigen Ortes, 1,7 km westlich der Fundstelle. Erst 1715 erfolgte der Bau einer barocken Kirche an der Stelle der jetzigen Kirche. Dieser Kirchenbau wurde 1955 entfernt und durch einen größeren Neubau ersetzt, der heute noch besteht. Bei diesen Baumaßnahmen wurde der Hang unmittelbar östlich der Kirche angegraben, wobei der Münzschatz zutage kam. Somit scheint der Münzschatz nach aktuellem Wissen wahrscheinlich außerhalb einer Siedlung oder eines Hofes verborgen worden zu sein. Daher entfallen weitere für die Interpretation des Fundes wichtige Informationen. Wir müssen uns insgesamt mit der Feststellung begnügen, dass

es sich um einen Münzschatz von über 600 Münzen handelt, der im Umfeld von Straßburg oder Offenburg im Verlauf des 15. Jahrhunderts zusammengetragen wurde und im frühen 16. Jahrhundert aus unbekanntem Gründen vergraben worden ist. Dennoch legt er ein Zeugnis über den Münzumschlag zu dieser Zeit ab, der deutlich durch Straßburger Gepräge dominiert war.

Andreas Haasis-Berner
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart

1 Die Silbermünzen
im Gefäß.





Rezension

Karlheinz Fuchs: Häuser der Ewigkeit.
Jüdische Friedhöfe im südlichen
Württemberg

Geleitwort von Ministerpräsident
Winfried Kretschmann
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft,
2014, 207 S., 160 Abb.,
ISBN 978-3-8062-2951-6
29,50 Euro

Jüdische Friedhöfe unterscheiden sich von christlichen fundamental. In ihrer Erscheinungsform bis heute unangetastet, offenbaren sie eine über 200 Jahre zurückreichende, versunkene Welt.

In Baden-Württemberg gibt es noch 145 jüdische Friedhöfe mit rund 55 000 Grabsteinen. Durch einen Beschluss des Landtags im Jahre 1989 wurde das Landesamt für Denkmalpflege in die Lage versetzt, eine umfassende Dokumentation dieser Kulturstätten zu erstellen und deren Erhalt voranzutreiben. Die Dokumentation wurde 2003 abgeschlossen und war auch eine Grundlage für den vorliegenden Text-Bildband (siehe <http://www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/projekte/bau-und-kunstdenkmalpflege/juedische-friedhoefe.html>; dort auch weitere Links).

Das Buch besticht auf den ersten Blick durch seine gut 160 Abbildungen, die der Autor über viele Jahre und Jahreszeiten hinweg mit gutem Auge und stets großem Respekt vor dem Gegenstand aufgenommen hat. Die Texte zur Einleitung wie auch zu den einzelnen Friedhöfen führen weit über die Betrachtung der Begräbnisstätten oder wichtiger Grabsteine hinaus, in die Geschichte der einzelnen jüdischen Gemeinden sowie des Judentums in Württemberg hinein.

Der Hauptteil des Bandes gliedert sich nach historisch-geografischen Aspekten und beginnt mit dem „Rabbinat Mühringen nach der Einteilung von 1832“ (neun Gemeinden, von Baisingen bis Wankheim), dann folgt Hohenzollern mit Haigerloch und Hechingen, während „Alb und Oberschwaben“ durch Buchau, Buttenhausen, Laupheim und Ulm vertreten sind. Ein „Epilog“ zu den verschiedenen Stuttgarter und Bad Cannstatter Begräbnisstätten rundet den darstellenden Teil ab. Eine Zeittafel zur Geschichte jüdischer Gemeinden in Deutschland seit dem 11. Jahrhundert folgt im Anhang. Hier entspricht die Entscheidung für ein Textkontinuum mit einer Periodisierung je nach Thematik in Jahrhundertangaben oder Jahreszahlen dem Gesamtcharakter des Bandes. Im Anhang findet sich auch ein umfangreiches Literaturverzeichnis mit fast 90 Titeln.

In seiner Einleitung schildert Karlheinz Fuchs den historischen Wandel in der Friedhofsgestaltung über Jahrhunderte hin, vom ursprünglichen Gebot der Einfachheit über die Entwicklung im 19. Jahrhundert, als die Gräber immer reichhaltiger gefasst wurden, oftmals an christliche Vorbilder gemahnend, um dann in der Zeit faschistischer Gewalt Herrschaft ins Unscheinbare weggeduckt zu werden, bis hin zum Ausbleiben von Begräbnissen, das stumm auf die Shoa verweist.

In einem separaten Beitrag trägt ein heimischer Kenner der Natur- und Menschengeschichte der Region, speziell der jüdischen, Manfred Steck, die wichtigsten Aspekte zur „Geschichte jüdischer Friedhöfe im Rabbinat Mühringen sowie zu Totenbrauch und Grabsteinsymbolen“ zusammen.

Am Beginn des Hauptteils wendet sich der Autor zunächst den politischen Umständen in der hohenbergischen Grafschaft während des späten Mittelalters und den folgenden Jahrhunderten zu und thematisiert die Lage der „aus dem Herzogtum Württemberg wie den Reichsstädten vertriebenen Juden“.

Die Fotografien sind zwar ganz der Thematik Friedhof gewidmet, die begleitenden Texte geben aber nicht einfach nur einen Kommentar zum Bild, sondern betten dieses jeweils in einen größeren lokalgeschichtlichen Zusammenhang ein. An den Gräbern und lokalen wie zeitlichen Veränderungen der Friedhöfe spiegelt sich nämlich auch die wechselvolle Geschichte der Gemeinden. Je nachdem, welcher Herrschaft sie zugehörten, schwankte ihr Status zwischen „erwünscht“ und „der Vertreibung preisgegeben“. Man liest in diesem Band auch vieles über die Geschichte des südlichen Württembergs und über das häufige Hin und Her im Zeitalter feudalen Machtschachers.

So konnte sich eine Gemeinde schon im 13. Jahrhundert in dieser Region installieren, hoffnungsfroh wachsen, um dann plötzlich für Jahrhunderte zu verschwinden, ehe es nach einem erneuten Herrschaftswechsel wieder einen Neuanfang geben konnte. Besondere Aufmerksamkeit widmen die Porträts dem 19. und 20. Jahrhundert: Rechtliche und politische Befreiung, Emanzipation, kulturelle, wirtschaftliche und politische Teilhabe bis hin zur nationalen Identifikation (Kriegsteilnahme 1914–1918) gehen einher mit einer immer stärker um sich greifenden Landflucht, was manche Gemeinde an den Rand der Existenz brachte. Diese Gefahr bestand jedoch nicht überall in gleichem Umfang. Orte wie Mühringen (weltoffen mit einem bedeutenden Rabbinat), Buttenhausen (1880 waren 82% der Steuerzahler Juden) oder Rexingen (steigender Wohlstand durch mannigfachen Handel; in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren 400 von 1000 Einwohnern Juden) blühten im vorletzten Säkulum erst einmal auf, bis auch sie gegen dessen

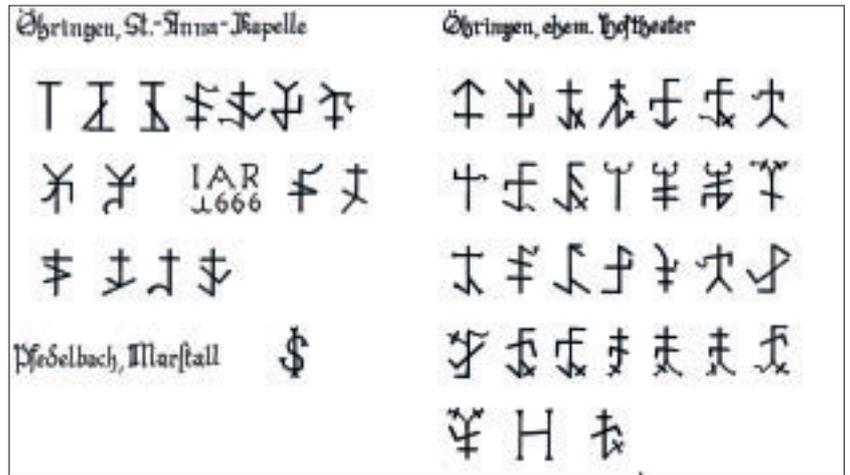
Ende hin der Anziehungskraft moderner Städte Tribut zollen mussten. Neben den historischen Ausführungen (mit kenntnisreichen biografischen Einsprengeln zu bedeutenden und verdienten Persönlichkeiten) über Gemeinden und ihre Einrichtungen nehmen natürlich Fuchs' Einlassungen zur Anlage der Friedhöfe und zur jeweiligen besonderen Gestaltung der Gräber sowie zu deren atmosphärischer wie ästhetischer Wirkung einen prominenten Rang ein. Dank dieser Passagen können sich die Leser ein eignes Bild machen, das sie zu manchen Exkursionen anregen wird.

Gerhard Gönner

Mitteilungen

Aus dem Nachlass eines Hobbybauforschers. Die Steinmetzzeichensammlung Woithe im Landesamt für Denkmalpflege

Im Juli 2011 wurde dem Kreisarchiv des Hohenlohekreises aus einem privaten Nachlass eine Steinmetzzeichensammlung nebst einigen weiteren Unterlagen angeboten. Die Sammlung, die das Lebenswerk eines zeitweise in Öhringen (Hohenlohekreis) wohnhaften Hobbybauforschers darstellt, erschien für die dauerhafte Aufbewahrung interessant genug, um sie ins Archiv zu übernehmen. Angesichts ihres räumlichen Bezugs, der weit über den Hohenlohekreis hinausreicht, wurde die Sammlung nun dem Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg übergeben. Ein Schwerpunkt der erfassten Steinmetzzeichen liegt zwar im nördlichen Württemberg, doch ist die Sammlung insgesamt für ganz Süddeutschland von Bedeutung. Viele Zeichen stammen zudem aus anderen Teilen Deutschlands und in Einzelfällen aus anderen Ländern Europas. Es lag daher nahe, die Sammlung an eine Institution mit einem größeren Zuständigkeitsradius weiterzureichen. Die Sammlung stammt aus dem Nachlass von Willi Woithe. 1919 in Ostpreußen geboren, verbrachte Woithe sein Arbeitsleben als Lehrer und Konrektor an einer Grundschule in Berlin. Nach seiner Frühpensionierung verlegte er 1978 seinen Wohnsitz nach Öhringen, um dort in aller Ruhe seinen Hobbys nachgehen zu können. Unter anderem widmete er sich mit erheblicher Energie und Akribie der Systematisierung seiner Steinmetzzeichensammlung, die er über Jahrzehnte auf zahlreichen Reisen vornehmlich in Süddeutschland, Österreich, dem Elsass und der Schweiz zusammengetragen hatte. 2008 kehrte Woithe im hohen Alter nach Berlin zurück, wo er drei Jahre später starb. Der von den Erben an das Archiv übergebene Teilnachlass findet in einem herkömmlichen Archivkarton Platz. Die eigentliche Sammlung besteht aus



mehreren Tausend per Hand abgezeichneten Steinmetzzeichen, die in zwei Bänden und zwei Ringbüchern im Oktav-Format erfasst sind; die zugehörigen Arbeitsmaterialien, insbesondere Kopien, sind zu vernachlässigen.

Natürlich ist von einer solchen Privatsammlung kaum Vollständigkeit zu erwarten, nicht zuletzt weil Woithe in seiner Eigenschaft als Hobbyforscher sicher nicht in jeden Winkel von Burgen, Kirchen und anderen historischen Gebäuden vordringen konnte, um dort eventuell versteckte Steinmetzzeichen aufzunehmen. Dessen ungeachtet kann seine Sammlung von Interessierten hervorragend als Informationsquelle herangezogen werden. Ihr besonderer Wert liegt in der doppelten Erschließung sowohl über die räumliche Zuordnung nach Orten und Gebäuden als auch über eine formale Systematik, welche die Identifizierung von gleichen Zeichen an verschiedenen Standorten ermöglicht.

Die Steinmetzzeichensammlung Woithe steht der Öffentlichkeit zur Verfügung und kann künftig im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen eingesehen werden.

Dr. Thomas Kreuzer

Das Raumbuch

Eintägiges Arbeitsgespräch des Landesamtes für Denkmalpflege, Fachbereich Bauforschung/Baudokumentation

14. April 2015

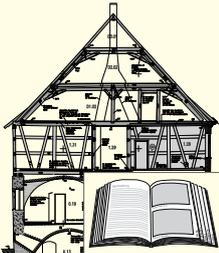
ab 9.30 Uhr

Esslingen, Salemer Pflegehof, Untere Beutau 8–10

Seit der Erstauflage des bayrischen Arbeitsheftes „Das Raumbuch“ von Wolf Schmidt 1989 hat sich das Raumbuch als eine wesentliche Form der Bestandserfassung in der Denkmalpflege bewährt. Die systematische Zusammenführung aller Informationen zu Oberflächen, baufester Ausstattung, Baubefunden, Schäden und Maßnahmen bietet

Steinmetzzeichen aus der Sammlung Woithe.

DENKMALPFLEGE



Arbeitsgespräch

RAUMBUCH

am 14. April 2015
im Salemer Pflegehof

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart



neben dem dokumentarischen Wert ein entscheidendes Planungsinstrument.

In den letzten Jahren haben sich mit dem Einzug immer neuer Techniken und Verfahren im Bereich der Baudokumentation auch die Methoden der Datenaufbereitung geändert. Dem analogen Raumbuch sind inzwischen längst digitale Modelle an die Seite gestellt worden, die ein gemeinschaftliches Arbeiten oftmals erleichtern, aber gleichzeitig neue Hürden im Umgang mit der Technik aufbauen. Die Verknüpfung digitaler Daten bietet häufig neue Perspektiven und Möglichkeiten, erschwert es aber gelegentlich, das richtige Verhältnis von Aufwand und Nutzen zu ermitteln.

Mit dem Arbeitsgespräch möchte das Landesamt für Denkmalpflege eine Diskussion zu den inhaltlichen Grundlagen, den technischen Möglichkeiten und letztlich den Erfahrungen im Umgang und mit der Anwendung von Raumbüchern anstoßen. Die Anmeldung zur Tagung ist über das Landesamt für Denkmalpflege möglich. Das Anmeldeformular kann über die Homepage www.denkmalpflege-bw.de/Veranstaltungen aufgerufen werden. Dort ist auch das vollständige Tagungsprogramm eingestellt.

Tore, Türme, Mauern. Ergebnisse der Bauforschung zu Wehranlagen in Baden-Württemberg

Tagung der Regionalgruppe Baden-Württemberg des Arbeitskreises für Hausforschung gemeinsam mit dem Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg

Freitag, 8. Mai 2015

9.30–18 Uhr

Villingen, Altes Rathaus

*Der Kaiserturm
in Villingen.*



Als prägendes Element eines mittelalterlichen Stadtbilds sind Stadtmauern und Stadttore nicht wegzudenken. Auch dort, wo die Wehranlagen heute verschwunden sind oder nur noch geringe Reste erhalten blieben, sind die stark verdichteten Stadtgefüge durch die frühere Ummauerung entstanden. Neben den Städten besaßen auch große Klöster eigene Wehrmauern. Im Schutz der Mauern sammelten sich zahlreiche bedeutende Bauwerke und Kunstschatze. Zugleich aber waren Mauern, Türme und Tore selbstbewusste Demonstration der eigenen Wehrhaftigkeit. Dabei kam dem Tor besondere Aufmerksamkeit zu. Als Schwachstelle im Mauerring verlangte es nach sicherem Verschluss, als Eingangstor erfuhr es oft eine prunkvolle und martialische Gestaltung.

Nicht nur wenn der Feind vor der Tür stand, sondern auch des Nachts wurden die Tore geschlossen, sodass die Trennung zwischen drinnen und draußen, Stadt und Land handfest spürbar wurde. Nachdem die Mauern der zunehmenden Schlagkraft der Pulverwaffen nicht mehr standhalten konnten, wurden Türme und Tore mancherorts als Symbol des Bürgerstolzes gepflegt. Doch die Mauern wurden meist abgetragen und die Wehrgräben zugeschüttet. Daher finden sich vereinzelt Mauerabschnitte oft nur noch dort, wo sie Teil eines anstoßenden Gebäudes geworden sind.

Die Regionalgruppe des Arbeitskreises für Hausforschung und das Landesamt für Denkmalpflege gehen im Rahmen einer Tagung diesen und anderen Phänomenen früherer Wehranlagen nach. In Kurzvorträgen werden Einzelobjekte, die in den vergangenen Jahren Gegenstand einer Bauuntersuchung waren, vorgestellt. Als Veranstaltungsort wurde die Stadt Villingen ausgewählt, die ihren Mauerring mit den meisten Stadttoren und Mauertürmen bewahren konnte. Während der Veranstaltung gibt es Gelegenheit zu deren Besichtigung. Das genaue Tagungsprogramm ist über die Homepage www.ahf-bw.de einzusehen. Die Anmeldung zur Tagung kann bis 24. April 2015 formlos über info@ahf-bw.de erfolgen.

Bericht über die Tagung „Wanderer, heme Deine Hast!“ Religiöse Kleindenkmale am Wegesrand“ am 18. Oktober 2014 in Ochsenhausen

Bei strahlendem Herbstwetter mit Blick auf das Kloster fanden sich über 100 Teilnehmer zur Tagung „Religiöse Kleindenkmale“ in Ochsenhausen ein. Veranstalter waren die Diözese Rottenburg-Stuttgart, die Stiftung „Wegzeichen, Lebenszeichen, Glaubenszeichen“ und das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart zusammen mit der Seelsorgeeinheit St. Benedikt

Ochsenhausen und dem Katholischen Dekanat Biberach.

Dekan Sigmund F. J. Schänzle von der Seelsorgeeinheit St. Benedikt überbrachte das Grußwort des sich auf Auslandsreise befindlichen Schirmherrn Bischof Dr. Gebhard Fürst. Er betonte, dass religiöse Kleindenkmale bis heute wichtige Wegmarken und Ausdruck christlichen Glaubens sind. Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamts für Denkmalpflege, ging auf das landesweite Projekt zur Erfassung und Dokumentation der Kleindenkmale ein und unterstrich die große Unterstützung durch das ehrenamtliche Engagement für die Denkmalpflege. Dr. Ulrike Plate, Referatsleiterin im Landesamt für Denkmalpflege, erläuterte anschaulich, was ein Kleindenkmal zum gesetzlich geschützten Kulturdenkmal macht und wie sich die Kunstgeschichte an so manchem Wegkreuz stilistisch nachvollziehen lässt.

Der Ravensburger Restaurator Bernhard Leinmüller zeigte im Gespräch mit dem Moderator der Tagung, Volker Farrenkopf, Vorstand der Stiftung „Wegzeichen, Lebenszeichen, Glaubenszeichen“, welcher Aufwand und welche Maßnahmen bei der fachgerechten Restaurierung, beispielsweise eines Wegkreuzes oder eines Bildstocks, notwendig und angebracht sind.

Hubert Baur von der Unteren Denkmalschutzbehörde in Biberach beschrieb an zahlreichen Bildbeispielen die Vielfalt der religiösen Kulturdenkmale im Landkreis Biberach und betonte die Rolle der Unteren Denkmalschutzbehörde als direkter Ansprechpartner vor Ort.

Am Ende der drei Vorträge entspann sich eine lebhaft, auch kontroverse Diskussion über den richtigen und effektiven Umgang mit Kleindenkmalen im Falle von Verwitterung, Zerstörung, Verschwinden oder gar bei Diebstahl. Eine gute Dokumentation ist eine wichtige Voraussetzung für die Überlegungen zum weiteren Umgang. Handelt es sich bei dem Kleindenkmal um ein Kulturdenkmal, so müssen Maßnahmen mit der Denkmalbehörde abgestimmt werden. Für alle Kleindenkmale ist die Frage nach dem Eigentümer und der Zuständigkeit wichtig. In jedem Fall wird unbedingt empfohlen, sich vor jeglicher Maßnahme an Fachleute und erfahrene Restauratoren (für Metall, Holz und Stein) zu wenden und sich beraten zu lassen. Eine unsachgemäße Behandlung kann dem Kleindenkmal schaden und sein Leben verkürzen – also gerade das Gegenteil der ursprünglichen Absicht verursachen. Nach der Mittagspause ging es zunächst um die Wechselwirkung des Kleindenkmals mit seiner Umgebung. Martina Blaschka, Landesamt für Denkmalpflege, griff das Tagungsthema „Wanderer, hemme Deine Hast“ auf und zeigte an Beispielen aus Ochsenhausen und Umgebung den gegenseitigen Einfluss der Kulturlandschaft, der religiösen



Dekan Sigmund F. J. Schänzle vertritt den „Schirmherrn“.

Kleindenkmale und der Menschen, die in der Landschaft leben, auf. Die Versetzungen und Umgestaltungen von Bildstöcken beziehungsweise Wegkreuzen belegen den dynamischen Wandel, dem die Menschen wie auch die Objekte unterliegen. Allein an der Anzahl religiöser Kleindenkmale in einem Gebiet ist die Konfessionsgeschichte seit der Reformation in der Landschaft ablesbar.

Die Diplombiologin Dr. Hilde Nittinger ging auf die Bäume und Büsche ein, die um das Wegkreuz oder den Bildstock gepflanzt wurden und werden. Sie gehören zum Denkmal und begleiten es, können jedoch auch – durch Vernachlässigung und Wildwuchs – großen Schaden am Denkmal anrichten. Die Sonderform des Arma-Christi-Kreuzes stellte Prof. Dr. Manfred Thierer, Heimatpfleger in Leutkirch, in den Mittelpunkt seines Vortrags. Er erläuterte die Elemente dieses Bildtypus und deren Bedeutung in der Leidensgeschichte Christi.

Johannes Angele referierte über Formen, die Verbreitung und Zuschreibungen zu Sühnekreuzen. Von diesen niederen Steinkreuzen, die einen rechtlichen Hintergrund haben, gibt es allein im Landkreis Biberach noch 50, davon etliche, zu denen ein Sühnevertrag in den Archiven aufgespürt werden konnte.

Nach der Kaffeepause führte ein kurzer Spaziergang in die Klosterkirche, wo Dekan Schänzle die Zeichen setzenden Ausdrucksformen des Glaubens im Laufe der Jahrhunderte erläuterte.

Der Musikvortrag von Kirchenmusiker Ulrich Werther auf der historischen Gabler-Orgel zum Kirchenlied „Ein Haus voll Glorie schauet weit über alles Land“ (Joseph H. Mohr) war der klingende Höhepunkt der Tagung. Mit dem anschließenden Vespersgottesdienst, begleitet von der Chorschola St. Benedikt Ochsenhausen, beschloss Dekan Schänzle den interessanten, vielfältigen Tagungstag im Oberschwäbischen.

Eine Zusammenfassung der Tagungsbeiträge finden Sie auf der Homepage www.stiftung-wegzeichen.de
Martina Blaschka



Barbara Hauser und Bürgermeister Horst Martin aus Neuenbürg bei der Verleihung der Heimatmedaille Baden-Württemberg 2014.

Verleihung der Heimatmedaille Baden-Württemberg 2014 an Barbara Hauser

Jährlich ehrt das Land Baden-Württemberg zehn Bürgerinnen und Bürger aus allen Landesteilen für besondere Verdienste im Bereich der Brauchtums- und Heimatpflege mit der Heimatmedaille Baden-Württemberg.

Der Festakt zur Verleihung der diesjährigen Heimatmedaillen mit dem Staatssekretär und Chef der Staatskanzlei im Staatsministerium Baden-Württemberg Klaus-Peter Murawski fand in Zusammenhang mit den Heimattagen Baden-Württemberg 2014 am 12. September in Waiblingen statt.

Unter den zehn Geehrten hat sich Frau Barbara Hauser aus Neuenbürg, geboren 1943, vorbildlich für die Erfassung, Dokumentation und Erhaltung der Kleindenkmale im Enzkreis eingesetzt und soll daher an dieser Stelle vorgestellt werden. Ihr gilt der besondere Dank der Landesdenkmalpflege.

Als der Enzkreis 2003 als Pilotkreis des landesweiten Dokumentationsprojektes mit der Erfassung seiner Kleindenkmale begann, konnte Frau Hauser als Kreiskoordinatorin gewonnen werden. Als solche hatte sie weitere ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu suchen, anzuleiten und während der mehrjährigen Dokumentationsarbeit in unzähligen Einzelgesprächen zu betreuen und immer wieder zu motivieren. Darüber hinaus sammelte Frau Hauser jedoch nicht nur die Arbeitsergebnisse, sondern bearbeitete mit knapp 20 Gemarkungen fast ein Drittel des Kreisgebietes selbst. 2009 konnte sie dem Kreisarchiv eine rund 50 Aktenordner umfassende Dokumentation übergeben. Gemeinsam mit dem Kreisarchiv erstellte sie das inzwischen veröffentlichte Buch „Kleindenkmale im Enzkreis“. In unzähligen Stunden wirkte sie bei der Auswahl der Objekte mit, bearbeitete unvollständig erfasste Gemarkungen neu, erfasste

Wingcopter mit Motoren im Quadrocopter-Modus (oben) und beim Umschwenken in den Flugzeugmodus (unten).

und fotografierte dabei mehrere hundert Objekte. Etwa 90 Prozent der im Buch verwendeten rund 450 Abbildungen stammen von ihr.

Im Schwarzwaldverein ist sie seit 1964 Mitglied. Davon war sie ab 1992 Beirätin im Vorstand, ab 1997 zweite Vorsitzende und von 2004 bis 2012 erste Vorsitzende der Ortsgruppe Neuenbürg e.V. Seit 1994 bringt sie sich zusätzlich als Fachwartin für Heimatpflege in der Ortsgruppe ein und seit November 2001 auch als Bezirksfachwartin für Heimat und Kultur.

Lilienthal-Preis für gemeinsames Projekt des Landesamts für Denkmalpflege und der Dualen Hochschule Baden-Württemberg Karlsruhe

Ein Kooperationsprojekt des Landesamts für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, Esslingen am Neckar, und des Studiengangs Mechatronik der Dualen Hochschule Baden-Württemberg, Karlsruhe, ist im Herbst 2014 mit dem Lilienthal-Preis ausgezeichnet worden. Prämiert wurde das gemeinsame Projekt FRITS (Flying Remote Infrared Transportation System) mit dem zweiten Platz beim Lilienthal-Preis. Der Lilienthal-Preis würdigt außerordentliche Leistungen auf dem Gebiet der Entwicklung, Produktion und Dienstleistung in der Luft- und Raumfahrttechnologie.

Das FRITS-Projekt ergänzt die Aktivitäten, die am Landesamt für Denkmalpflege vor einiger Zeit mit Multitrotorsystemen, so genannten Fotodrohnen,





initiiert wurden und seither sehr erfolgreich in der Praxis Anwendung finden.

Bei FRITS handelt es sich um die spezielle Entwicklung eines Modellflugzeugs, das mit einer Nahbereich-Infrarotkamera ausgestattet ist und das dazu verwendet werden kann, größere Gebiete aus der Luft zu fotografieren. Mithilfe einer Infrarotkamera lassen sich Wachstumsunterschiede bei Pflanzen auf bebauten Feldern und Untergründen feststellen, die auf mögliche archäologische Spuren im Boden deuten. Damit wird ein Prospektionsbereich erschlossen, der bislang nur mit sehr teurem Equipment zu untersuchen war und in der Archäologie wenig systematisch eingesetzt wurde.

Ziel war es, ein leistungsfähiges und einfach zu fliegendes Trägersystem zu finden und es an die Anforderungen der Luftbildarchäologie anzupassen. Dazu wurden geeignete Komponenten aus dem Modellbaubereich und der Fotografie ausgesucht, angepasst und eingebaut. Bauteile, die nicht käuflich zu erwerben waren, wurden konstruiert und hergestellt.

Es wird ein Flugzeug mit möglichst hoher Nutzlast benötigt, um ein qualitativ hochwertiges Kamerasystem transportieren zu können. Für das Abfliegen eines großen Gebietes ist eine möglichst lange Flugzeit erstrebenswert. Da das Trägersystem an verschiedenen Orten eingesetzt werden soll, die nicht immer ideal zum Starten und Landen von Flugzeugen sind, muss dies auf möglichst geringem Raum möglich sein. Ein einfaches Flugverhalten ist von Vorteil, da auch vergleichsweise unerfahrene Piloten das Trägersystem fliegen sollen. Besonders geeignet für diese Aufgabe ist das Flugmodell „Wingcopter“, eine Mischung aus Quadrocopter und klassischem Flugzeug. An den Flügeln sind insgesamt vier Motoren angebracht, auf jeder Seite jeweils einer nach vorne und nach hinten zeigend. So kann der Wingcopter wie ein Quadrocopter starten und landen.

Die Realisierung von FRITS erfolgte im Rahmen zweier Studienarbeiten im Studiengang Mechatronik an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg, Standort Karlsruhe, in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen am Neckar im Wintersemester 2013/14 und im Sommersemester 2014.

Förderpreis Region Stuttgart 2014

Im Rahmen des großen Ehrenamtspreises der Region Stuttgart wurden auch 2014 wieder 15 Preisträger mit insgesamt 25000 Euro Preisgeld in fünf Wettbewerbskategorien ausgezeichnet. Die Rubrik Denkmalschutz und Heimatpflege wird in der Jury vertreten durch Franz Ackermann als Vertreter der Stifterin, der Staatlichen Toto-Lotto GmbH, Gustav Schöck vom Schwäbischen Heimatbund und Ulrike Plate vom Landesamt für Denkmalpflege.

Den ersten Preis erkannte die Jury dem „Verein historisches Beuren“ zu. Unter dem Motto „Altes Haus – was nun? Was tun?“ bietet der Verein möglichen Käufern und Eigentümern Unterstützung im Umgang mit denkmalgeschützten Häusern an. Hintergrund ist der außerordentlich dichte und wertvolle Denkmalbestand der Gemeinde Beuren im Landkreis Esslingen – bekannt durch Thermalbad und Freilichtmuseum –, der durch großen Leerstand massiv in seiner Substanz bedroht ist. Zu den wertvollen Häusern gehören sowohl das älteste dendrochronologisch datierte dörfliche Fachwerkhäuser im Land von 1386 als auch das älteste Firständerhaus aus den Jahren 1411/12. Der Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, so viel wie möglich von der Hauslandschaft im Ortskern zu erhalten. Obwohl der Verein erst 2014 mit seinen Aktivitäten begonnen hat, sind bereits positive Reaktionen und erste Erfolge zu verzeichnen. Mit der

Das FRITS-Team vom Studiengang Mechatronik der DHBW und vom Landesamt für Denkmalpflege (vlnr: A. Rastätter, Dr. C. Steffen, D. Adam, Dr. J. Bofinger, Dr. T. Haalboom).

Urkunde des Lilienthal-Preises.

Auszeichnung soll dieses Vorhaben unterstützt werden.

Der zweite Preis geht an Hans Martin Wörner aus Stuttgart-Dürtlewang. Er ist eine Art „Hauschronist“ dieses nach 1957 entstandenen Stuttgarter Stadtteils, der zeitweise weit über 5000 Einwohner hatte. Hauptsächlich waren es Heimatvertriebene, aber auch Zugezogene aus allen Teilen Deutschlands und Stuttgarter, deren Wohnungen im Krieg zerstört worden waren. Es gab also keine gewachsene Sozialstruktur, sondern ein eher synthetisches Miteinander. Anfangs dominierten kinderreiche junge Familien. Mittlerweile ist die Einwohnerzahl deutlich zurückgegangen. Seit Sommer 2006 sammelt Hans Martin Wörner unter dem drastischen Titel „Keine Sau auf dem Balkon“ Erinnerungen und Lebensberichte von „Ur-Dürtlewangern“. Er verfügt mittlerweile über mehr als 50 solcher authentischer Zeugnisse, wobei er diese sehr methodenbewusst und reflektiert aufbereitet. Es ist Herrn Wörner bereits jetzt gelungen, einen Beitrag zur Herausbildung eines Ortsbewusstseins zu leisten. Er begleitet und fördert damit auch das gerade anlaufende Projekt „Soziale Stadt“, in das Dürtlewang aufgenommen worden ist. Herr Wörners Arbeit stellt eine besondere Form der Heimatpflege dar.

Mit dem dritten Preis wurde der Verein „FAKT“ aus Erkenbrechtsweiler im Kreis Esslingen ausgezeichnet (FAKT = Förderverein für Archäologie, Kultur und Tourismus). Der Verein besteht seit 2009. Es geht ihm um die nachhaltige Unterstützung der Regionalentwicklung am so genannten Heidengraben. Beim „Heidengraben“ handelt es sich um

Die ersten Preisträger vom „Verein historisches Beuren“ zwischen den Jurymitgliedern Gustav Schöck (li.) und Franz Ackermann (re.).



das flächenmäßig größte keltische Oppidum in Deutschland. Auf 1000 ha, das sind 16 qm, haben heute drei Gemeinden Platz: Erkenbrechtsweiler, Grabenstetten und Hülben samt ihren jeweiligen Gemarkungen. In der öffentlichen Wahrnehmung „dümpelte“ diese „Stadt“ über eine lange Zeit mehr oder weniger vor sich hin – „ein archäologisches Juwel im Dornröschenschlaf“. Dabei ist es ein Highlight mit großem Potenzial im Biosphärengebiet Schwäbische Alb. Dieses Projekt mit Ausstellungen, Schulprojekten, Erlebnistagen usw. verdient Unterstützung vom Kern der Region aus – nicht zuletzt auch deshalb, weil es die Region Stuttgart und Neckar-Alb miteinander verknüpft.

Ministerialdirektor Guido Rebstock und Staatssekretärin Marion von Wartenberg ehren Teilnehmer der Aktion „Grundschüler erleben Denkmalpflege“

Am 19. Januar 2015 luden Ministerialdirektor Guido Rebstock vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft und Staatssekretärin Marion von Wartenberg vom Ministerium für Kultus, Jugend und Sport anlässlich des 5-jährigen Bestehens der Aktion „Grundschüler erleben Denkmale“ zu einer Feierstunde ins Haus der Wirtschaft nach Stuttgart ein. Der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg ist es ein zentrales Anliegen, Kindern und Jugendlichen altersgerechte Informationen und Aktionen zu Inhalten und Methoden der Denkmalpflege anzubieten. In den letzten Jahren hat sie für diese Altersgruppen verschiedene maßgeschneiderte Angebote entwickelt, die vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft finanziert und teilweise vom Ministerium für Kultus, Jugend und Sport begleitet werden. Mit Führungen, Unterrichtsmaterialien, Projektvorschlägen und Fortbildungen stehen insbesondere Schulklassen beziehungsweise Lehrer im Fokus.

Einen besonderen Stellenwert hat die Aktion „Denkmalschutz und Schule – Grundschüler erleben Denkmale“, an der bislang rund 1600 Schülerinnen und Schüler in Baden-Württemberg teilgenommen haben. Dabei gehen denkmalereferente Architekten in Grundschulen, informieren im Unterricht über Denkmalpflege, führen über eine von ihnen betreute Denkmalbaustelle und vertiefen anschließend gemeinsam mit dem Lehrenden das Gelernte in einer kreativen Aktion. Die Architekten engagieren sich in diesem Zusammenhang auf ehrenamtlicher Basis.

Im Rahmen des Festaktes dankten Ministerialdirektor Rebstock und Staatssekretärin von Wartenberg allen Beteiligten für ihr bisheriges Engagement und nutzten die Gelegenheit, auf die gute Zusammenarbeit der beiden Ministerien hinzu-

weisen. Fünf herausragende Schulaktionen und Projektpaten wurden an diesem Tag geehrt.

Die Grundschule Wiechs erhielt eine Auszeichnung für ihr äußerst kreatives und nachhaltig angelegtes Projekt aus dem Jahr 2013/14. Ein von der Landesdenkmalpflege finanzierter Film gab den Teilnehmern einen lebendigen Einblick in das von Rektorin Rosemarie Jäkel und ihrem Lehrerteam entwickelte Projekt, das sich ganz auf den Wohnbeziehungsweise Heimatort der Kinder konzentrierte. Die aufgesuchten Kulturdenkmale waren nicht spektakulär, aber doch wesentlicher Bestandteil der Geschichte des Dorfes, das heute zur Stadt Schopfheim gehört. Ganz besonders zu erwähnen ist die Dynamik der Aktion: Statt einer Klasse nahm schließlich die gesamte Schule an dem Projekt teil, aus einem Kulturdenkmal wurden sieben Objekte. Da zu jedem Denkmal ein entsprechender „Experte“ benötigt wurde, hat man nicht nur mit dem einleitenden Architekten kooperiert. Zum Schluss konnte man 13 Experten aus dem Teilort Wiechs begeistern, ihr Spezialwissen an die Kinder weiterzugeben. Ergebnis des Projektes war eine so genannte Tour de Wiechs, bei der die deutschen Kinder ihre Erkenntnisse den Schülern der französischen Partnerschule aus Ferrette vortrugen.

Eine weitere Auszeichnung erhielt Dipl.-Ing. Michael Rohrer von der Unteren Denkmalschutzbehörde Bad Säckingen. Er erkannte schon früh, dass die Vermittlung der Wertigkeit von Kulturdenkmalen und der Methoden, wie sie erhalten werden können, eine wichtige Grundlage für seine Arbeit und die seiner Nachfolger sein wird. Als „Mann der ersten Stunde“ wirkt er seit Beginn der Aktion zusammen mit der Weihermattenschule in jedem Schuljahr mit. Doch es blieb nicht nur bei einer Grundschule in Bad Säckingen. Was man tun muss, damit die historische Altstadt Bad Säckingen so ansehnlich bleibt, wollten zwischenzeitlich zwei weitere Schulen der Stadt wissen. Und so betreute Herr Rohrer im vergangenen Schuljahr acht Grundschulklassen mit 185 Kindern. Das ist im Teilnehmerkreis ein wahrlich herausragendes Engagement.

Die Aktion „Denkmalschutz und Schule – Grundschüler erleben Denkmale“ zieht keine Grenze zwischen behinderten und nicht behinderten Kindern. Das Kooperationsprojekt der dritten Klassen der Hölderlin-Grundschule mit einer Schulklasse für Geistig- und Körperbehinderte der Kaywaldschule machte dies deutlich. Im Mittelpunkt dieses Projektes aus dem Schuljahr 2011/12 stand die Restaurierung der evangelischen Regiswindiskirche in Laufingen am Neckar. Die Unterrichtseinheiten wurden nach Möglichkeit gemeinsam umgesetzt.

Nach der Erörterung der Frage „Was ist ein Denkmal eigentlich?“ folgte eine praktische Unterrichts-



einheit aller Kinder unter fachkundiger Anleitung der Steinmetzfirma Melchior und des Büros Strebewerk. Die Schülerinnen und Schüler beider Schulen erfuhren „am eigenen Leib“, welche Leistung Steinmetze bei der Erbauung der Regiswindiskirche erbringen mussten. Sie waren erstaunt, dass auch Stein vergänglich ist, und suchten gemeinsam nach Spuren der bereits durchgeführten Reparaturen. Derart sensibilisiert, wollten die Kinder Spenden für die Sanierung sammeln und verkauften auf einer Schulveranstaltung Selbstgebasteltes mit dem Motiv der Kirche. Die Hölderlin-Kinder arbeiteten noch ein wenig intensiver an dem Projekt. Sie wurden auch im Rahmen des SWR1-Workshops „Die jungen Redakteure“ mit Beiträgen rund um das Denkmal Regiswindiskirche und mit einem Sponsorenlauf aktiv. Maßgeblichen Anteil an diesem gelungenen Projekt hatten die betreuenden Lehrkräfte: Gabriele Bareis und Petra Fink von der Hölderlin-Grundschule zusammen mit Brigitte Glashauser und Herrmann Namislov (inzwischen im Ruhestand) von der Kaywaldschule. Ihnen gilt besonderer Dank.

Auf große positive Resonanz stieß die Festveranstaltung zum fünfjährigen Jubiläum der Aktion „Grundschüler erleben Denkmale“

Beim Erfahrungsaustausch schilderten Projektinitiatoren und Teilnehmer, wie alles anfing und was sie persönlich erlebt haben.

Auszeichnung derjenigen, die sich im Rahmen der Aktion „Grundschüler erleben Denkmale“ durch besonderes Engagement hervorgetan haben. Von links: Gabriele Bareiß von der Hölderlinggrundschule in Lauffen am Neckar, Rosemarie Jäkel von der Grundschule Wiechs, dahinter Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege, Staatssekretärin Marion von Wartenberg vom Ministerium für Kultur, Jugend und Sport, Guido Rebstock, Ministerialdirektor im Ministerium für Finanzen und Wirtschaft, Till Läßle vom Büro Strebewerk in Stuttgart, Ulrich Schoo von der Weihermattenschule in Bad Säckingen, Michael Rohrer aus Bad Säckingen und Architekt Harald Klemm



Aus dem Kreise der ehrenamtlich tätigen Architekten haben sich besonders hervorgetan Dipl.-Ing. Till Läßle und Dipl.-Ing. Tilman Riegler, Inhaber des Büros Strebewerk aus Stuttgart. In drei Schuljahren betreuten sie vorwiegend im Regierungsbezirk Stuttgart verschiedene Projekte zu Kulturdenkmälern, denen gemeinsam ist, dass sie aus Naturstein erbaut wurden. Stets arbeiteten sie bei den einzelnen Grundschulprojekten mit den vor Ort tätigen Steinmetzbetrieben zusammen und bereicherten so die praktischen Unterrichtseinheiten durch haptische Sequenzen. Zweimal begleiteten sie in Lauffen am Neckar die Hölderlin-Grundschule zur Restaurierung der evangelischen Regiswindiskirche, einmal als Kooperationsprojekt mit geistig- und körperlich behinderten Kindern. In Creglingen konnte die örtliche Grundschule die Sanierung der Herrgottskirche mit ihrer Hilfe thematisieren, in Maulbronn und Bebenhausen wurden ganze Klosteranlagen erschlossen. Dabei nutzen sie nicht einfach nur das ebenfalls hervorragende Angebot der Schlösserverwaltung, sondern entwickelten ein speziell auf die Denkmalpflege fokussiertes Programm. Für insgesamt 190 Grundschulkinder waren sie beide die unangefochtenen Experten. Ein solches Engagement ist nicht selbstverständlich und hat beide viel Zeit und Kraft gekostet. Damit haben sie sich die Auszeichnung redlich verdient.

Im weiteren Verlauf der Veranstaltung wurden drei von der Landesdenkmalpflege für Grundschulen und die Sekundarstufe 1 konzipierte Unterrichtsmaterialien (in Heft 2/2015 folgt hierzu ein gesonderter Beitrag) sowie das neue Kinderbuch „Abenteuer Denkmalpflege“ vorgestellt.

Der Film über das Grundschulprojekt in Wiechs steht online zur Verfügung unter: www.youtube.com/watch?v=5HngqDWUZqw.

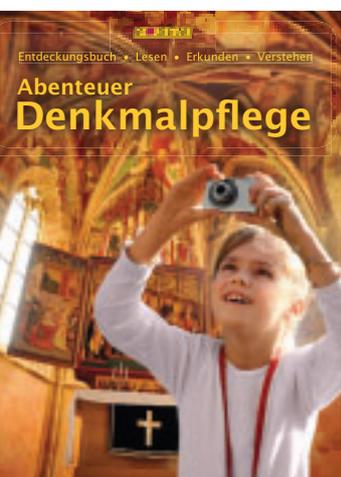
Neuerscheinungen

Susanne Birker und Irene Plein:
Abenteuer Denkmalpflege – Entdeckungsbuch Lesen, erkunden, verstehen

Hg. v. Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg

Hamm 2014, 54 S. mit ca. 140 farb. Abb. und 9 Einsteckmaterialien, ISBN 978-3-944732-01-5, 8,50 Euro, Bezug über ROSENI Verlag, Hamm

Was ist ein Denkmal? Wie verändert sich eine Stadt im Laufe der Jahre? Was geschieht auf einer archäologischen Ausgrabung? Darf ich mit einem Sondengerät auf Schatzsuche gehen? Diese und weitere Fragen beantwortet das erste bundesweite Kinderbuch zur Denkmalpflege „Abenteuer Denkmalpflege“, herausgegeben vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart. Das Buch wurde von Dr. Irene Plein vom Fachbereich Öffentlichkeitsarbeit des Landesamtes und Susanne Birker vom Roseni Verlag in Hamm unter Mitwirkung der Denkmalpflegepädagogin Christiane Schick erarbeitet. Es umfasst 54 Seiten, ist reich bebildert und enthält Texte, Comics, Rätsel, Interviews, Literatur- und Freizeittipps sowie viele Bastelanleitungen. Mit ihm können Kinder zum Beispiel ihren eigenen Baustilkundefächer gestalten, wie ein Archäologe ein zerbrochenes Keramikgefäß wieder zusammensetzen oder einen Barockgarten basteln. Das Kinderbuch erscheint in der Reihe „Entdeckungsbücher“ des Roseni Verlages, in der bereits weitere Themen der Archäologie und Bauforschung wie zum Beispiel Eiszeit, Römer und Varusschlacht kindgerecht aufgearbeitet wurden. Das Buch richtet sich an die Altersgruppe der 8 bis 12-Jährigen und verspricht spannende Lektüre: das ideale Geschenk zum Kindergeburtstag.



Beton, Glas und Büffelleder – Verwalten in Denkmälern der 1960er und 1970er Jahre im Regierungsbezirk Stuttgart

Arbeitsheft 30, hg. v. Regierungspräsidium
Stuttgart. Landesamt für Denkmalpflege
Stuttgart 2014, 208 S. mit zahlr. Fotos,
ISBN 978-3-8062-3035-2, 25 Euro
Bezug über Konrad Theiss Verlag, Darmstadt
Verwaltungsbauten der 1960er und 1970er
Jahre als Kulturdenkmale?

Das Arbeitsheft der Landesdenkmalpflege „Beton,
Glas und Büffelleder“ macht für den Regierungs-
bezirk Stuttgart selbstbewusst Schluss mit der
zum Teil kontrovers geführten Diskussion, ob die
zweite Nachkriegsmoderne denkmalwürdig sein
könne. Der Denkmalwert von 14 Kulturdenkmä-
lern wird in Kurzporträts, mit bauzeitlichen Grund-
rissen und Schnitten sowie aktuellen Fotografien
vorgestellt.

Die Publikation beschäftigt sich schwerpunktmä-
ßig mit Bauten zum Verwalten, Regieren und Archi-
vieren. Die Kulturdenkmale sind in unterschiedli-
chen Bautypen greifbar. Im Mittelpunkt stehen Rat-
häuser. Sie sind stadtprägende Zeugnisse der neu
erlangten Prosperität in den baden-württember-
gischen Städten der Nachkriegszeit.

Es ist an der Zeit, für den wertschätzenden Umgang
mit diesem Erbe zu werben. Unter dem Druck
neuer Anforderungen an funktionale, energetische
und sicherheitstechnische Belange stellt sich die
Landesdenkmalpflege – Inventarisierung und Denk-
malumgang – dieser aktuellen Herausforderung.
Autorinnen und Autoren hoffen, mit diesem Buch
durch Aufklärung und Diskussion die Akzeptanz
und die Wertschätzung für dieses junge Erbe voran-
zutreiben.

Ausstellung

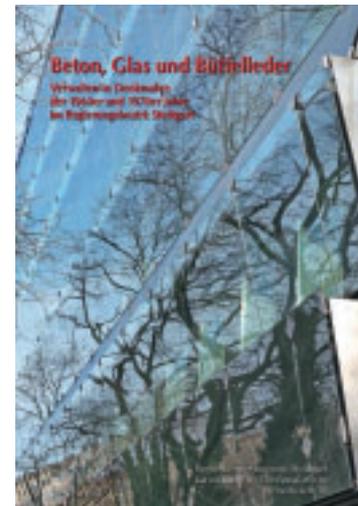
Glasklar – Archäologie eines Kostbaren Werkstoffes

24. April bis 20. September 2015
Archäologisches Landesmuseum
Baden-Württemberg
Benediktinerplatz 5, Konstanz
Eine Ausstellung des Archäologischen Landes-
museums Baden-Württemberg in Zusammen-
arbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Öffnungszeiten: Di bis So 10–18 Uhr.
Buchung von Führungen und Aktionen:
muspaed@konstanz.alm-bw.de
www.konstanz.alm-bw.de

Herd, Touchpad, Fenster und Glühbirne – sie alle
haben eins gemeinsam: Glas! Aus dem modernen
Alltag ist es nicht mehr wegzudenken.

Sand, Kalk, Soda und später Holzasche – das sind
die Grundstoffe, aus denen Glas hergestellt wird.
Während lange Zeit Glas vor allem importiert
wurde, entstand im 13. Jahrhundert ein blühendes
Gewerbe. Komplizierte Ofenanlagen und kunst-
voll verzierte Gefäße zeigen: Mit Glas ließ sich Geld
verdienen.

Auf fast 400 qm glänzt und glimmert es: jahrtau-
sende alte Perlen, das älteste Glasgefäß nördlich
der Alpen aus einem keltischen Fürstengrab, früh-
mittelalterliche Gewandspangen mit roten und
grünen Glaseinlagen und leuchtend blaue Trink-
gläser im späten Mittelalter. Wissen Sie, wie ein
kunstvoll bemaltes Kirchenfenster entstand oder
in welchen gläsernen Apparaturen die geheimnis-
vollen Rezepte der Alchemisten gebraut wurden?
Lange schlummerte das alte Glas im Boden Süd-
westdeutschlands. Durch Ausgrabungen ans Licht
gebracht, zeigt die spektakuläre Schau erstmals
eine Zusammenstellung der spannendsten Funde.
Nach dem Besuch der Ausstellung in Konstanz
werden Sie Glas mit anderen Augen sehen!
Zur Ausstellung erscheint ein reich bebildertes Be-
gleitband.



Personalia

Ausgeschiedene Mitarbeiter

*Im Folgenden werden die alten Referatsbezeichnungen vor der Umstrukturierung zum 1. Januar 2015 verwendet.

Regierungspräsidium Stuttgart Landesamt für Denkmalpflege

Referat 81 – Recht und Verwaltung

Zum Jahresende 2014 verabschiedete sich **Ingrid Gunst**, die manchen noch unter dem Nachnamen Kühngrün bekannt sein wird, in den Ruhestand. Ingrid Gunst ist als gebürtige Chemnitzerin in der DDR aufgewachsen und hat als gelernte Handelskauffrau über die Arbeit an Großrechnern im Januar 1989 in die baden-württembergische Denkmalpflege gefunden. Zunächst war sie ein Jahr in der Registratur tätig, dann sechs Jahre lang im Verwaltungsvorzimmer des Archäologischen Landesmuseums und die letzten 18 Jahre im Vorzimmer der Amtsleitung im Landesamt für Denkmalpflege. Dort hat Kollegin Gunst mit der für ein Vorzimmer gebotenen Ordnungsliebe und Strenge, aber auch Hilfsbereitschaft sowohl dem früheren Präsidenten Prof. Dr. Dieter Planck als auch dem jetzigen Präsidenten Prof. Dr. Claus Wolf mit großer Zuverlässigkeit arbeitsorganisatorisch den Rücken frei gehalten. Kollegin Gunst hat sich privat 2001 der Malerei zugewandt und stellt ihre farbenfrohen Werke seit 2011 auch immer wieder öffentlich aus. Mit Kollegin Gunst verliert die Landesdenkmalpflege buchstäblich an Farbe. Wir wünschen ihr für ihren „Unruhestand“ weiter viel Erfolg sowie Lebensglück und -freude, und trotz aller Organisationsaufgaben für ihre inzwischen angewachsene Familie natürlich genügend Zeit für ihre Kunst und Malerei.

Referat 84 – Archäologische Denkmalpflege: Zentrale Fachdienste und Restaurierungswerkstatt

Nach über 12-jähriger Tätigkeit im Labor für Archäobotanik des Landesamts für Denkmalpflege in Gaienhofen-Hemmenhofen schied **Eva Klimek** zum 31. Oktober 2014 aus dem Dienst aus. Als gelernte Chemielaborantin gelangte sie 2003 im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme erstmals zur Landesdenkmalpflege und befasste sich in Hemmenhofen mit der technischen Aufarbeitung von Bodenproben für die Großrestanalyse, also mit dem Schlämmen von Proben und dem Auslesen und Sortieren von Früchten und Samen.

Seit 2005 bis zu ihrem Ausscheiden war sie – mit Unterbrechung von einem einzigen Monat – in verschiedenen Drittmittelprojekten des Labors für Archäobotanik tätig. Ihren Tätigkeitsschwerpunkt bildete dabei die Aufarbeitung von Bohrkernen aus Seen und Mooren für die Pollenanalyse, also hauptsächlich die Beprobung und chemische Aufbereitung. Der Reigen der Projekte reicht vom Bodensee- über das Nordschwarzwald-, Fürstensitz- und Hegauprojekt bis zum Projekt Kulturlandschaftsentwicklung Weltkulturerbe Maulbronn. Die Seen hier aufzuzählen, deren Sedimente durch ihre Hände gingen, würde zu weit führen. Die chemische Aufarbeitung von Pollenproben ist eine schwierige, verantwortungsvolle und – aufgrund des Umgangs mit Säuren und Laugen – gefährliche Tätigkeit. Gute Arbeitsqualität ist die Grundvoraussetzung für eine tragfähige wissenschaftliche Auswertung. Frau Klimek führte diese Arbeiten stets mit größter Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt sowie großem persönlichen Engagement aus. Wenn die baden-württembergischen Regionen Schwarzwald, Bodensee und Oberschwaben aufgrund der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützten Projekte des Hemmenhofener Labors heute weltweit einzigartig dastehen, was den vegetationsgeschichtlichen Forschungsstand betrifft, ist das mit ihr Verdienst. Wir wünschen Frau Klimek für die Zukunft alles Gute.

Referat 86 – Denkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart

Im Mai 2014 endete die Beschäftigung von Frau **Olena Leinen** im Landesamt für Denkmalpflege. Seit 2006 war sie als wissenschaftliche Hilfskraft im Projekt „Nachqualifizierung der Denkmallisten“ in der Bau- und Kunstdenkmalpflege tätig und hat in zahlreichen Ortsbegehungen und vielen Arbeitsstunden Tausende Kulturdenkmale im Regierungsbezirk Stuttgart kartiert und fotografiert. In der Denkmaldatenbank ADABweb prüfte und korrigierte sie den Bestand, sodass zusammen mit ihren Kolleginnen im Projekt eine aktuelle und informationsreiche Denkmalliste entstanden ist. Wir danken Frau Leinen für ihre profunde und gewissenhafte Arbeit und wünschen ihr für die Zukunft alles Gute.

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 26 – Denkmalpflege

Mit Ablauf des Monats April 2014 trat Herr Oberkonservator **Dr. Rainer Laun** in den Ruhestand. In Nürnberg geboren, wuchs er in Heilbronn auf, studierte Kunstgeschichte, Archäologie und Vor- und Frühgeschichte an den Universitäten Tübingen, Freiburg sowie der FU Berlin, bevor er 1981 an der

Ludwig-Maximilians-Universität München promovierte. Bereits in Semesterferien war er für die Inventarisierung der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg tätig.

Nach dem wissenschaftlichen Volontariat beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege trat er 1982 den Dienst als Gebietsreferent an der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg an. In den Jahren 1982 bis 1997 betreute er den Rhein-Neckar-Kreis sowie zusätzlich von 1986 bis 1987 und von 1993 bis 1997 den Stadtkreis Heidelberg. Im Anschluss daran übernahm er 1997 den Enzkreis und ab 2005 auch die südlichen Teile des Landkreises Karlsruhe.

Ein besonderer Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag bei Schloss und Park Schwetzingen, was seiner Neigung zu botanischen Denkmälern entgegenkam. Über zehn Jahre vertrat er das Landesdenkmalamt auch im Arbeitskreis Gartendenkmalpflege der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger der Bundesrepublik Deutschland.

In seine Zuständigkeit fiel die 1996 abgeschlossene Sanierung der Hühnerfautei, eines mittelalterlichen Profanbaus am ehemaligen Klosterstandort Schönau. Mit der Betreuung des Enzkreises wandte er sich schwerpunktmäßig dem ehemaligen Zisterzienserkloster Maulbronn und dessen zugehörigen Orten zu. Dabei lagen ihm die Bauforschung, die Dokumentation wie auch die Bündelung der Kenntnisse über das UNESCO-Denkmal besonders am Herzen.

Seine vielfältigen Kenntnisse der Region und die Erfahrung zu seinen fachlichen Schwerpunkten werden den Bürgerinnen und Bürgern wie auch den Kollegen fehlen.

Regierungspräsidium Tübingen Referat 26 – Denkmalpflege

Mit dem 1. September 2014 ist **Albert Bücheler** in den Ruhestand getreten. Seine Tätigkeit als Grabungsarbeiter begann bereits 1978 mit ersten befristeten Beschäftigungen bei Ausgrabungen der Archäologie des Mittelalters im Arbeitsbereich der Archäologischen Denkmalpflege Freiburg. 1984 fand er eine feste Anstellung beim Fachbereich Vor- und Frühgeschichte der Archäologischen Denkmalpflege an der damaligen Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamts.

Grabungen im römischen Rottenburg, in Burladingen oder Hechingen-Stein, an Grabhügeln in Dautmergen oder Rottenburg, „Lindele“, aber auch viele Rettungsgrabungen, Baubegleitungen und Sondagen sind mit seinem Namen verbunden. Als erfahrener Vorarbeiter im bisweilen hektischen Grabungsbetrieb, aber auch im Innendienst bei der Betreuung der Funddepots und des Dokumentationsarchivs strahlte er stets Ruhe und Präzision aus. Im-

mer hat Herr Bücheler ein gutes Auge bewiesen und seine zeichnerische Begabung und seine künstlerische Ader zum Vorschein gebracht: beim Freilegen komplexer Grabungsbefunde wie bei deren Dokumentation, bei der zeichnerischen Darstellung von Fundgut oder bei der Gestaltung von Ausstellungen, die er mit Rekonstruktionen und Lebensbildern bereicherte. Wir wünschen Herrn Bücheler für die Zukunft alles Gute.

Nach 22-jähriger Tätigkeit in der Registratur des Denkmalpflegereferats verabschiedete sich **Irmgard Hagenbuch** im Frühjahr 2014 in den vorzeitigen Ruhestand.

Im Zuge der Zusammenlegung von Einzelregistaturen zu einer Zentralregistratur für die Bereiche Inventarisierung, Archäologie, Bau- und Kunstdenkmalpflege, Denkmalförderung und Planungsberatung sowie allgemeine Verwaltung war ihr die Neuordnung der Akten des Tübinger Denkmalpflegereferats ein großes Anliegen. Daher brachte sie sich bei der Erstellung der Registraturordnung mit vielen Ideen ein.

Gewissenhaftigkeit zeichnete Frau Hagenbuch bei der Verwaltung aller Akten aus. Mit der gut geführten Registratur hat sie einen wichtigen Beitrag für alle Arbeitsfelder der Denkmalpflege geleistet.

Irmgard Hagenbuch wird den Kolleginnen und Kollegen wegen ihres hilfsbereiten Wesens in guter Erinnerung bleiben. Wir wünschen Frau Hagenbuch weiterhin alles Gute.

Im Sommer 2014 schied **Dr. Günter Kolb** aus dem Dienst beim Tübinger Denkmalpflegereferat aus. Mit seinem Kunstgeschichtestudium in Erlangen, München und Florenz, das er 1978 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München mit einer Promotion über die Bauten der Wiener Stadtbahn von Otto Wagner abschloss, war sein Weg als Denkmalpfleger bereits vorbestimmt. So war er nach dem Studium zunächst beim Landesdenkmalamt in der Inventarisierung der Außenstelle in Freiburg tätig und arbeitete anschließend am Dehio-Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler mit.

Seit 1991 betreute er als Gebietsreferent der praktischen Baudenkmalpflege am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg im Regierungsbezirk Stuttgart den Landkreis Böblingen, dann im Regierungsbezirk Tübingen die Landkreise Tübingen und Alb-Donau-Kreis, den Stadtkreis Ulm, die Städte Reutlingen, Pfullingen, Eningen/Achalm, Mengen und Bad Saulgau.

Bei seiner langjährigen Tätigkeit erzielte er durch sein breit gefächertes Wissen, in Verbindung mit seiner ausgeprägten Überzeugungskraft und Begeisterungsfähigkeit, hervorragende Ergebnisse. So hat er viele Jahre das Ulmer Münster, vor allem die Sanierung des südlichen Chorturms und die

Außensanierung des Chores mit den bedeutenden Prophetenskulpturen denkmalfachlich betreut. Mit seinem Namen sind jedoch auch andere wichtige Denkmalprojekte verbunden wie beispielsweise die Sanierungen des Gomaringer Schlosses, des Klosterhofes in Kusterdingen, der Zehntscheuer in Betzingen und der Marienkirche in Reutlingen. Sein großer Idealismus und sein Verhandlungsgeschick kamen ihm bei der Rettung der Textilfabrik Pausa in Mössingen zugute. Letztlich ist es seinem Engagement zu verdanken, dass dieses überregional bedeutende Kulturdenkmal erhalten und einer neuen Nutzung zugeführt werden konnte, aber auch Wertschätzung in der Öffentlichkeit erfahren hat.

Mit viel Ausdauer und unermüdlichem Einsatz erreichte er, dass die Denkmalpflege in Reutlingen einen bis dahin nicht vorhandenen Stellenwert erlangte. Neben seiner Gebietsreferentenarbeit engagierte er sich im Arbeitskreis Hausforschung und arbeitete im Arbeitskreis „Holzfenster im Kulturdenkmal“ an den Standards für denkmalgerechte Fenster mit.

Zum Abschied wurde der Denkmalpfleger Günter Kolb von seinen Kolleginnen und Kollegen mit einer Denkmalbegründung aus wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen selber unter Schutz gestellt. Es fällt schwer, diesen überaus beliebten und geschätzten Kollegen aus der praktischen Denkmalpflege wegzudenken.

Neueinstellungen

**Dr. Christine Blessing, Dr. Annegret Kaiser, Viola Lampert-Grohe M.A.,
Mas ETH Arch/CS**

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalkunde
Alexanderstraße 48, 72072 Tübingen (Kaiser) bzw.
Sternwaldstraße 14, 79102 Freiburg (Blessing,
Lampert-Grohe)
Tel. 07071/7572457 (Kaiser)
Tel. 0761/2083510 (Blessing, Lampert-Grohe)
christine.blessing@rps.bwl.de
annegret.kaiser@rps.bwl.de
viola.lampert-grohe@rps.bwl.de

Seit September 2014 sind Viola Lampert-Grohe, Christine Blessing und Annegret Kaiser (v.l.n.r.) als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen in einem auf drei Jahre befristeten Projekt zur praxisorientierten Vertiefung des Denkmalwissens – Teilprojekt Denkmalpflegerische Wertepäne für Gesamtanlagen in Baden-Württemberg – beschäftigt.



Christine Blessing wurde 1973 in Rottweil a.N. geboren. Sie studierte zunächst an der Universität Trier Kunstgeschichte und Geschichte und schloss an der Universität Stuttgart mit einer Masterarbeit über das Villinger Franziskanerkloster ab. Bereits während des Hauptstudiums konnte sie bei der Erstellung der mittelalterlichen Fehlstellenkartierung im Bereich Archäologie in den Städten Pforzheim und Rottweil Einblick in die Arbeit der Landesdenkmalpflege gewinnen. Nach der Fertigstellung ihrer Dissertation über den Wiederaufbau von Lissabon nach dem Erdbeben von 1755 setzte sie ihre Arbeit in der Denkmalpflege fort: Als 2005 am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege das Projekt „Nachqualifizierung und Revision der Bayerischen Denkmalliste“ angestoßen wurde, war Frau Blessing von Beginn der Projektierung bis beinahe zum Ende der Ausführung als wissenschaftliche Bearbeiterin beteiligt. Auf diese Weise lernte Frau Blessing nahezu sämtliche Ecken Bayerns kennen, was sie und ihre Familie aber letztlich nicht davon abhielt, wieder den Weg zurück in die Heimat Baden-Württemberg zu suchen.

Annegret Kaiser, geb. Kotzurek, wurde 1967 in Viersen geboren. Sie studierte nach einer Ausbildung zur Diplom-Bibliothekarin von 1989 bis 1995 Kunstgeschichte und Germanistik an der Universität Stuttgart. In ihrer Masterarbeit beschäftigte sie sich mit der Farbverglasung der Bopparder Karmeliterkirche. Die 2001 abgeschlossene Dissertation rekonstruiert die Funktion, Disposition, Gestaltung und Ausstattung der herzoglich-württembergischen Schlösser zur Regierungszeit Carl Eugens (1737–1793). Schon während ihres Studiums sammelte Frau Kaiser als studentische Hilfskraft am damaligen Landesdenkmalamt in Stuttgart erste Erfahrungen in der denkmalpflegerischen Arbeit. Von 2001 bis 2006 war sie als Mitarbeiterin am Inventarisierungsprojekt Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg und an der Denkmaltopographie Esslingen tätig. Nach der Geburt ihres Sohnes arbeitete Frau Kaiser als freie Autorin und veröffentlichte unter anderem drei Chronikbände zur Stuttgarter Stadtgeschichte.

Viola Lampert-Grohe, 1981 in Warendorf geboren, studierte an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg Kunstgeschichte und Germanistik. Ihr Studienschwerpunkt lag auf der Architekturgeschichte des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Nach ihrer Magisterarbeit, die sich mit dem Einfluss antiker und nachantiker Architektur auf das Frühwerk von Peter Behrens beschäftigt, arbeitete sie am Projekt Industriekultur im Neckartal Rottweil mit. Ihre praktischen Erfahrungen im Bereich der Denkmalpflege, die sie während des Studiums gesammelt hatte, vertiefte sie im Studiengang Conservation Science an der ETH Zürich, den sie 2009 mit einer Masterthesis über die Kaufhausbauten von Heinz Mohl für die Familie Schneider abschloss. Parallel hierzu arbeitete sie für das ISOS in Zürich, dem Inventar für schützenswerte Ortsbilder der Schweiz, für das sie Ortsbilder im Kanton Solothurn aktualisierte und umfassend überarbeitete. Von 2010 bis Anfang 2014 war Frau Lampert-Grohe als Documentation Manager für die inhaltliche Aufarbeitung und Archivierung der Architekturprojekte sowie die Konzeption und Weiterentwicklung der Datenbanken des Büros Herzog & de Meuron in Basel tätig.

Mit den breit gefächerten Erfahrungen in der Denkmalkunde, insbesondere der städtebaulichen Denkmalpflege, freut sich das Team aus Frau Blesing, Frau Kaiser und Frau Lampert-Grohe, mit den denkmalpflegerischen Wertepänen für die Gesamtanlagen in Baden-Württemberg an der Schaffung eines Planungsinstrumentes mitzuarbeiten, das einen unmittelbar praxisorientierten Anspruch verfolgt und von allen am Planen, Bauen und Erhalten Beteiligten sinnvoll genutzt werden kann. In der fachlichen fundierten Präzisierung des Schutzgutes der Gesamtanlagen sieht das Team einen wichtigen Beitrag zur Vermittlung von historischen und kulturellen Werten im reichen städtebaulichen Erbe Baden-Württembergs.

Dr. Christian Ottersbach

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalkunde
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen
Tel. 07 11/90 33 51 19
christian.ottersbach@rps.bwl.de

Seit September 2014 ist Christian Ottersbach im Projekt Vertiefung des Denkmalwissens befristet für drei Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter in Teilzeit eingestellt. Er beschäftigt sich gemeinsam mit seinen Kolleginnen Aline Meukow und Claudia Mann mit dem Projektteil nichtstaatliche

Schlösser und Gärten, speziell in den Regierungsbezirken Stuttgart und Karlsruhe. Zu seinen Aufgaben gehört die wissenschaftliche Erforschung und Beschreibung der Objekte, unter anderem im Rahmen von Archivrecherchen zur Bau- und Nutzungsgeschichte.

Geboren 1971 in Esslingen a.N. studierte Christian Ottersbach 1992 bis 1998 an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Philipps-Universität Marburg Kunstgeschichte, Mittlere und Neuere Geschichte und Mittelalterarchäologie. Er spezialisierte sich schon früh auf Architekturgeschichte. Seine Leidenschaft gehört der Burgen-, Schlösser-, Festungs- und Gartenbaukunst, die daher seinen Forschungsschwerpunkt bilden. In seiner Dissertation beschäftigte er sich mit befestigten Schlossbauten im Deutschen Bund 1815 bis 1866, darunter mit den Schlössern Lichtenstein ob Honau und Hohenzollern.

Ein wissenschaftliches Volontariat führte ihn 2004 nach Bad Homburg v.d. Höhe in die Museumsabteilung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen. Seit 2006 war Herr Ottersbach überwiegend freiberuflich im Bereich der Denkmalpflege mit wissenschaftlichen Recherchen für diverse staatliche und kommunale Institutionen und im Tourismus tätig. Als Mitautor wirkte er an den von der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg herausgegebenen Denkmaltopographien Esslingen und Heidelberg mit. Für das Land Mecklenburg-Vorpommern und die Stadt Schwerin erarbeitete er 2011/12 den Welterbeantrag „Residenzenensemble Schwerin“, der es 2014 auf die deutsche Vorschlagsliste für die Anmeldungen bei der UNESCO schaffte.

Herr Ottersbach hat mehrere Publikationen zu Schlössern, Burgen und Festungen in Baden-Württemberg und Hessen sowie zur Bau- und Architekturgeschichte Esslingens vorgelegt. Er ist in diversen wissenschaftlichen Fachvereinen engagiert und Gründungsmitglied sowie derzeit 2. Vorsitzender des Marburger Arbeitskreises für europäische Burgenforschung e. V.

Aline Meukow

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalkunde
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Tel. 07 11/90 44 51 19
aline.meukow@rps.bwl.de

Seit September 2014 ist Aline Meukow im Landesamt für Denkmalpflege in einem befristeten Projekt zur Erfassung und Bewertung von historischen Schlossgärten tätig. Gemeinsam mit Claudia Mann



(Freiburg) und Dr. Christian Ottersbach (Esslingen) trägt sie im Rahmen einer halben Stelle zur Vertiefung des Denkmalwissens über nichtstaatliche Schlösser und Parkanlagen in Baden-Württemberg bei. Zu ihren Aufgaben gehört die standardisierte Erfassung von Schlossgärten mit allen Ausstattungselementen sowie der vorhandenen Vegetation anhand ausgewählter Beispielanlagen. Dies beinhaltet neben Ortsbegehungen auch die Sichtung und Recherche von historischen Plänen, Bildern und auch schriftlichen Quellen in Form von Archivstudien. Ziele sind eine denkmalkundliche Beschreibung und gartenhistorische Einordnung sowie eine Kartierung des Denkmals und seiner denkmalkonstituierenden Bestandteile.

Aline Meukow, 1982 in Berlin geboren, studierte in ihrer Geburtsstadt an der Technischen Universität Berlin Landschaftsarchitektur. Mit einer Diplomarbeit über ein gartendenkmalpflegerisches Entwicklungskonzept unter Berücksichtigung von Naturschutz- und Nutzungsaspekten am Beispiel eines Gutsparks in Brandenburg schloss sie 2007 ihr Studium ab. In den folgenden Jahren arbeitete Frau Meukow als Landschaftsarchitektin im Großraum Hamburg und in Stuttgart. Ihr Interesse an der Denkmalpflege als möglichem Berufsziel war schon während des Studiums durch die Beteiligung an Projekten aus dem Fachgebiet Gartendenkmalpflege geweckt. Nach einem wissenschaftlichen Volontariat bei den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg in den Jahren 2012 und 2013 arbeitete sie zunächst wieder als Landschaftsarchitektin im Raum Tübingen und Stuttgart. Nach einem Jahr Elternzeit ist sie im September 2014 wieder in die Gartendenkmalpflege eingestiegen.



Claudia Mann M.A.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalkunde
Sternwaldstraße 16, 79102 Freiburg im Breisgau
Tel. 07 61/2 08 35 64
claudia.mann@rps.bwl.de

Seit Juli 2013 ist Claudia Mann in einem befristeten Projekt der Bau- und Kunstdenkmalpflege des Landesamtes für Denkmalpflege als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig.

Claudia Mann, 1972 in Bad Segeberg geboren, studierte nach einer abgeschlossenen Berufsausbildung zur Bauzeichnerin Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Ethnologie an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg und am University College in London. Ihr Studium schloss sie mit ei-



ner Magisterarbeit über das Grabdenkmal des dänischen Königs Friedrich I. im Schleswiger Dom ab. Schon während des Studiums wurde ihr Interesse an der Denkmalpflege durch ihre Tätigkeit als studentische Hilfskraft in der Inventarisierung der Außenstelle Freiburg des damaligen Landesdenkmalamts geweckt.

Von 2007 bis 2013 war Frau Mann als Mitarbeiterin der Inventarisierung im Referat Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Freiburg mit der Eingabe in die Denkmaldatenbank ADABweb befasst. Das befristete Projekt, in dem Frau Mann seit Juli 2013 halbtags tätig ist, dient der Vertiefung der Kenntnisse zu Schlossanlagen und Parks. Zunächst waren die Objekte, mit denen Frau Mann sich beschäftigte, auf den Regierungsbezirk Freiburg beschränkt. Im Zuge der Ausweitung des Projektes auf ganz Baden-Württemberg wird sie in Zukunft auch für Schlösser im Regierungsbezirk Tübingen zuständig sein. Im Unterschied zu Aline Meukow und Dr. Christian Ottersbach, die ebenfalls an dem Projekt mitwirken, ist sie daher nicht in Esslingen, sondern am Dienstsitz Freiburg tätig.

Christiane Brasse

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalkunde
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Tel. 07 11/90 44 52 12
christiane.brasse@rps.bwl.de

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin unterstützt Christiane Brasse seit April 2014 im Rahmen einer Elternzeitvertretung die Bauforschung im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen.

Die ersten Einblicke in das Arbeitsfeld der Bauforschung und Baudokumentation erhielt Frau Brasse bereits während ihres Architekturstudiums an der Brandenburgischen Technischen Universität (BTU) Cottbus zwischen 1997 und 2003. Als studentische Hilfskraft an den Lehrstühlen Vermessungskunde und Baugeschichte betreute sie Bauaufnahmearbeiten für Studierende der Architektur, der Stadtplanung und des Bauingenieurwesens und arbeitete darüber hinaus auch bei der Dokumentation eines Teilbereichs der römischen Kaiserpaläste, der „Domus Severiana“ und des „Gartenstadions“ auf dem Palatin in Rom mit.

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Baugeschichte der BTU Cottbus beschäftigte sie sich nach ihrem Studium mit der Konzeption und Umsetzung eines Bauwerksinformationssystems. In einer webbasierten Open-Source-Datenbank wurden alle innerhalb eines Bauforschungspro-

jektens anfallenden Daten, das heißt 3-D-Modelle, 2-D-Pläne, Fotos und Raumbuchinformationen, archiviert, miteinander verknüpft, komfortabel zugänglich gemacht und visualisiert.

Daneben arbeitete Frau Brasse an verschiedenen archäologischen Feldprojekten in der Türkei mit: In einem Forschungsprojekt der Universität Münster zum Jupiter-Dolichenus-Heiligtum auf dem Dülük Baba Tepesi (nahe der heutigen Stadt Gaziantep) dokumentierte sie die baulichen Überreste des Tempelareals. Ebenfalls in den Osten der Türkei führte sie ein archäologisches Projekt der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg, und zwar nach Antakya, dem antiken Antiochia am Orontes. Hier leitete sie die bauhistorischen Arbeiten zur antiken Stadtmauer. Die Klärung von deren fast 1000-jähriger Geschichte seit der Stadtgründung um 300 v. Chr. wurde schließlich zum Inhalt ihres Dissertationsvorhabens „Mauern schreiben Geschichte – Das Befestigungssystem von Antiochia am Orontes“.

Parallel zu diesen Tätigkeiten baute sie zwischen 2003 und 2006 mit dem Aufbaustudium „Denkmalpflege und Stadtentwicklung“ an der Technischen Universität Dresden auch ihr Wissen auf dem Gebiet der Denkmalpflege aus.

Eine einmalige Gelegenheit, ihre Kenntnisse über antike Kulturgüter zu erweitern, bot sich ihr 2007 mit dem Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts. Ab 2008 setzte Frau Brasse ihr Dissertationsvorhaben mit einem Stipendium der International Graduate School der BTU Cottbus fort. Kurze Zeit später wechselte sie an das Seminar für Orientalische Archäologie und Kunstgeschichte der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg, wo sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin hauptsächlich im Lehrbereich tätig war. Parallel dazu konnte sie zwischen 2011 und 2014 am Lehrstuhl für Baugeschichte der BTU Cottbus ein weiteres Feldprojekt einwerben, das sie nach Italien führte. Das von der Gerda Henkel Stiftung geförderte Projekt „Das Befestigungssystem von Pompeji und seine Bedeutung für die Stadtentwicklung“ hatte die Dokumentation und Untersuchung dieser Stadtmauer zum Inhalt.

Mit der Arbeit am Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen stehen nun die diversen Denkmale Baden-Württembergs im Fokus ihrer Arbeit.

Dr. Antje Cathérine Gillich

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.3 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalumgang
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen
Tel. 07 11/90 44 51 08
antje.gillich@rps.bwl.de

Seit September 2014 ist Antje Gillich im Regierungspräsidium Stuttgart in der Bau- und Kunstdenkmalpflege befristet für das Projekt „Historisches Wasserversorgung der UNESCO-Welterbestätte erforscht werden soll.“

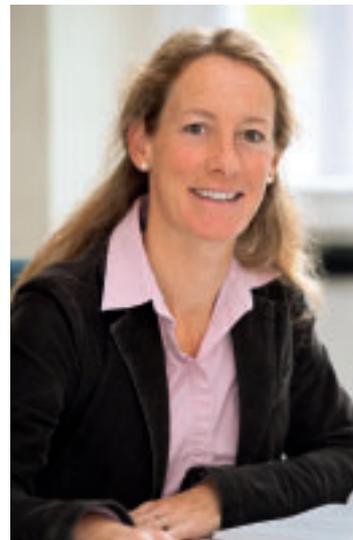
Frau Gillich, geboren in Bahrendorf bei Magdeburg, hat Ur- und Frühgeschichte und Mittelalterliche Geschichte an der Humboldt-Universität Berlin studiert. Nach Beendigung des Studiums mit der diachronen Untersuchung einer kleinen Siedlungslandschaft südlich von Berlin arbeitete sie im DFG-Forschungsprojekt „Germanen-Slawen-Deutsche“ in Frankfurt a.M. mit. Im Jahre 2001 begann sie in Freiburg mit ihrer landschaftsarchäologischen Dissertation zum Thema Besiedlungswandel im südlichen Oberrheingebiet von der Römerzeit bis zum Mittelalter. Seit 2006 war sie Volontärin in der Archäologischen Denkmalpflege Baden-Württemberg in Esslingen und wechselte 2008 in die Inventarisierung der Denkmalpflege nach Karlsruhe. Ihre aktuelle Tätigkeit umfasst die archäologische und historische Untersuchung des Wasserversorgungssystems von Kloster Maulbronn, ergänzt durch die Auswertung der aktuellen Laserscans vom Kloster und seiner Umgebung. Deren Ergebnisse mit Anregungen für weitere Schutzmaßnahmen werden die Grundlage für ein umfassendes Pflegekonzept sein.

Nachruf

Prof. Dr. Udelgard Körber-Grohne

Am 6. November 2014 verstarb in Wiesensteig nach einem erfüllten Leben im Alter von 91 Jahren die Archäobotanikerin Prof. Dr. Udelgard Körber-Grohne. Frau Körber-Grohne wurde am 11. Juli 1923 in Hamburg geboren und verbrachte ihre Jugend in Bremen. Sie studierte Biologie in Greifswald und Braunschweig und wurde nach der Promotion von Werner Haarnagel ans Niedersächsische Landesinstitut für Marschen- und Wurtenforschung (heute: Historische Küstenforschung) geholt. Nach einer mehrjährigen Kindererziehungsphase und der Habilitation über die Pflanzenreste der kaiserzeitlichen Wurt Feddersen Wierde trat sie 1970 eine Professur an der Universität Hohenheim an, die sie bis zum Eintritt in den Ruhestand im Jahre 1988 innehatte. Neben umfangreicher Lehrtätigkeit am dortigen Institut für Botanik war sie unermüdlich als Archäobotanikerin im Dienste der Landesarchäologie in der Forschung tätig. Neben ihrer eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit baute sie eine Arbeitsgruppe auf, aus der zahlreiche namhafte und heute noch aktive Archäobotaniker hervorgingen.

Frau Körber-Grohne war methodisch äußerst vielseitig. Neben pflanzlicher Großrest- und Pollenanalyse



beherrschte sie auch die anatomische Holzanalyse, studierte Kieselalgen und befasste sich mit Fasern pflanzlicher und tierischer Herkunft sowie mit pflanzlichen Abdrücken in Keramik. Sie war eine versierte Kennerin der aktuellen Vegetation und liebte ganz besonders die reiche Pflanzenwelt der Schwäbischen Alb. Für die Landesdenkmalpflege legte sie seit 1973 in zahlreichen wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Publikationen Bearbeitungen von botanischem Material aus Grabungen des Landes vor. Besonders hervorzuheben sind hier ihre Untersuchungen an den hallstattzeitlichen Großgrabhügeln Magadelenberg bei Villingen und Eberdingen-Hochdorf, an den römischen Brunnen von Welzheim und Mainhardt sowie am latènezeitlichen Schacht von Fellbach-Schmidlen. Sie war aber keine reine Bearbeiterin von Material, sondern schuf sich durch morphologische Grundlagenstudien selbst

die Basis zu einer besseren Erfassung des Materials. Diese Basis – sei es ihr Bestimmungswerk für Gräserkaryopsen und Binsensamen, seien es ihre Studien zur morphologischen Unterscheidung von Getreidepollen oder ihre rasterelektronen- und lichtmikroskopischen Untersuchungen an Getreidekörnern – kommt bis heute der Fachwelt zugute. An zusammenfassenden Werken sind in erster Linie ihr Buch über Nutzpflanzen in Deutschland und ihre monografische Bearbeitung von Prunus-Fruchtsteinen zu nennen.

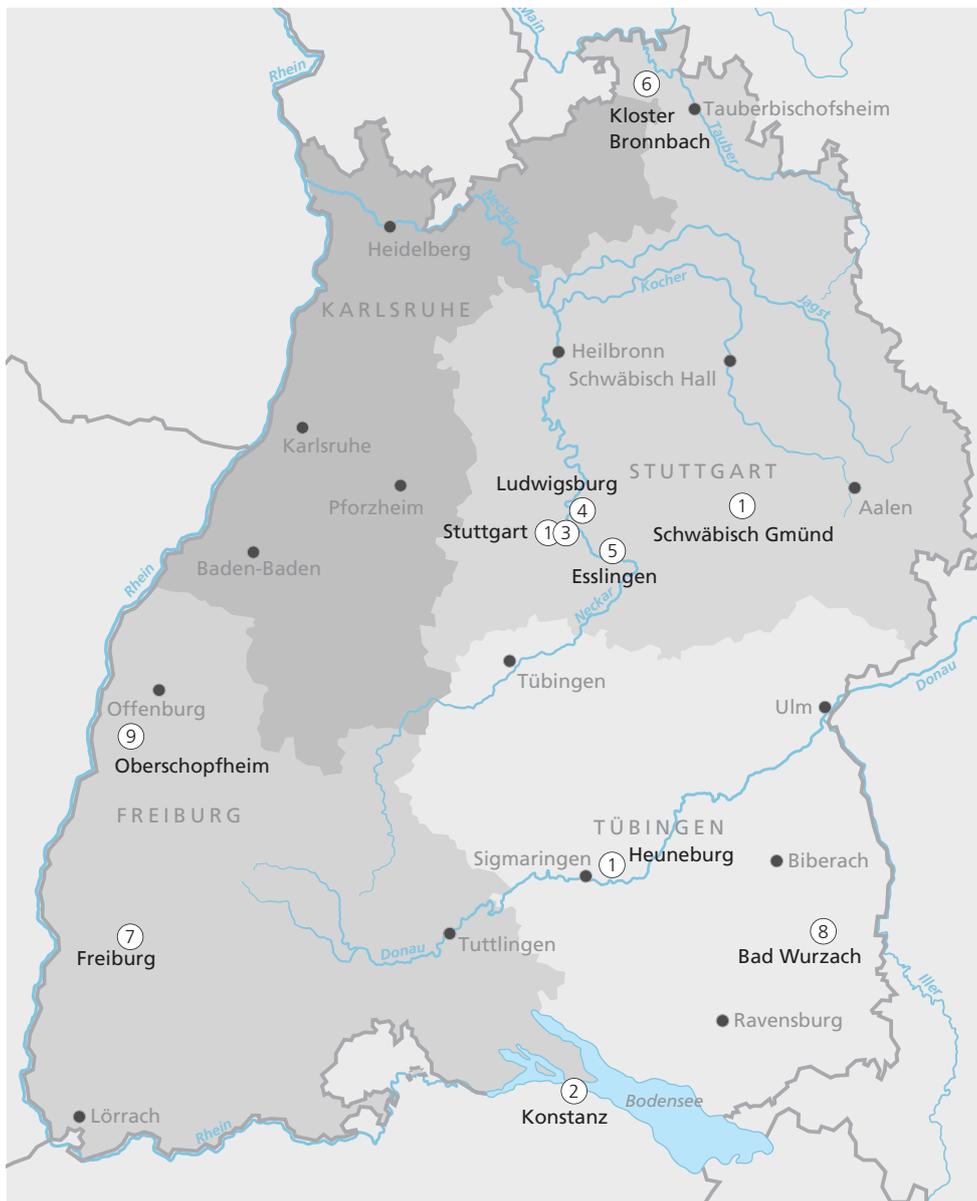
Zwar hatte sich Frau Körber-Grohne nach Antritt ihres wohlverdienten Ruhestands nach und nach aus ihrem ehemaligen Arbeitsfeld zurückgezogen, doch ist sie mit ihren Werken in der Fachwelt nach wie vor präsent. Mit ihr verlieren die Archäobotanik und die Landesarchäologie eine große Persönlichkeit, die dauerhafte Spuren hinterlassen hat.

Abbildungsnachweis

U1, U2ol RPS-LAD, Thomas Zörlein, Zuckerfabrik; S2, S3u–6 RPS-LAD, Thomas Zörlein, Zuckerfabrik; S3o, S7 RPS-LAD; S8o, S9or, S11, S12o UDB Konstanz, Frank Mienhardt; S8u Stadt Konstanz, Baudezernat; S9ol, S9u Kunstverein Freiburg; S10 UDB Konstanz, Margrit Trautmann; S12u Landesbetrieb Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Konstanz; S13–14, S15u–17 RPS-LAD, Felix Pilz; S15o Stadtarchiv Stuttgart; S18o, S19–20ul, S21–24 RPS-LAD, Iris Geiger-Messner; S18ul Stadtarchiv Ludwigsburg / Foto: RPS-LAD, Iris Geiger-Messner; S18ur RPS-LAD, Karsten Preßler; S20ur Elke Zanger, Ludwigsburg; S25 Rheinisches Bildarchiv Köln, Kölnisches Stadtmuseum (KSM 1962/73); S26o, S31 aus: Erinnerung an Ehingen a. d. Donau, 1899; S26u–28 Karen Veihelmann; S29–30 Staatsarchiv Ludwigsburg; S32–33ul, S36, S37or RPS-LAD; S33ur–34 Steffen Bückner, Stuttgart/Bad Mergentheim; S35ol Alexander Antonow, Frankfurt a.M.; S35or Rita Stumper, Stiftung Bremer Dom; S35ul Bothner, Landesmedienzentrum Baden-Württemberg; S35ur Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg; S37ol nach Gerstenberg 1966, S. 158; S37u nach Gerstenberg 1966; S38 Strebewerk; S39o, S40–44 RPS-LAD; S39u Städtische Museen Frei-

burg; S45o, S48 RPS-LAD; S45u–47 RPS-LAD, Eileen Yasmina Purnama; S49 RPS-LAD, Felix Pilz; S50o nach: Moderne Bauformen, Monatshefte für Architektur und Raumkunst, H. 1, Jg. XVII, 1918, 30; S50u nach: Moderne Bauformen, Monatshefte für Architektur und Raumkunst, H. 1, Jg. XVII, 1918, 29; S51 RPS-LAD, Felix Pilz; S52o nach: Preußisches Finanzministerium (Hg.): Schulbauten Volksschulen. Band III der Buchreihe des Zentralblatts der Bauverwaltung, Berlin 1940, 57 oben; S52u nach: Preußisches Finanzministerium (Hg.): Schulbauten Volksschulen. Band III der Buchreihe des Zentralblatts der Bauverwaltung, Berlin 1940, 55 unten; S53 RPS-LAD, Sabine Kraume-Probst; S54–55 RPS-LAD, Clark Urbans; S56 WBG Darmstadt / Theiss Verlag; S57, S60u–61, S65o, S68–71 RPS-LAD; S58 Wikimedia Commons; S59 RPS-LAD, Eileen Purnama; S60o Stadtbote Neuenbürg; S62 Richard Elmer, IHK Region Stuttgart; S63–64o RPS-LAD, Iris Geiger-Messner; S64u RO-SENI Verlag, Hamm; S65m, S65u ALM, M. Schreiner.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz.



- ① **Heuneburg/Schwäbisch Gmünd/Stuttgart**, Sonderausstellung „Das Geheimnis der Keltenfürstin“, S. 2ff.
- ② **Konstanz**, Universität, S. 8ff.
- ③ **Stuttgart**, Holzhaus, S. 13ff., Ausstellung „Schule als Denkmal“, S. 45ff., Wagenburg-Gymnasium, S. 49f., Wolfbuschschule, S. 51f.
- ④ **Ludwigsburg**, Bürgerhaus aus dem 19. Jahrhundert mit Malerei des Ulmer Münsters, S. 18ff.
- ⑤ **Esslingen am Neckar**, Hammerkanalbrücke, S. 26ff.
- ⑥ **Kloster Bronnbach**, mittelalterliche Bildnisse eines Werkmeisters und einer Frau, S. 32ff.
- ⑦ **Freiburg**, mittelalterlicher Friedhof, S. 39ff.
- ⑧ **Bad Wurzach**, Sepp-Mahler-Haus, S. 53
- ⑨ **Oberschopfheim**, Münzschatz, S. 54f.

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt zurück, rufen Sie uns an oder senden Sie uns eine E-Mail. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte freimachen. Danke.

An das
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 102311

70019 Stuttgart

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1972. Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. unten im grauen Kasten.

Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg Oberste Denkmalschutzbehörde

Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 23 49
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Referate 81–84.2
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstszitz Freiburg

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstszitz Tübingen

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen

Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77- 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Dienstszitz Konstanz

Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 07156 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- nebenstehende Postkarte
- www.denkmalpflege-bw.de